15. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.





Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

28. Band, 2. Heft.

1901. 1901.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

IX., Severingasse 17, Mezzanin 6.

eraldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 27. Bande werden der nächsten Nummer beiliegen.

Ew. pp!

An gegenwärtiger Stelle gebe ich mir die Ehre der Anzeige, dass sich

Redaction und Administration der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ nunmehr im IX. Gemeindebezirke Wiens, Severingasse 17, Mezzanin 6

befinden, wohin allfällige Zuschriften, Reclamationen, Geldsendungen, Manuscripte, Correcturen, Recensionsexemplare etc. gütigst gerichtet werden wollen. Aus diesem Anlasse sei mir zugleich die herzliche Bitte auszusprechen verstattet, es möge das edle, von mir stets dankbarst empfundene Wohlwollen, welches die hochverehrten Gönner und Freunde meiner Zeitschrift derselben an ihrem alten Sitze durch so viele Jahre ebenso beharrlich wie weitgehend erwiesen haben, ihr auch an deren neuem Standort in unvermindertem Maß erhalten bleiben! Schon heute daran appellierend, bitte ich unter Hinweis auf die erfolgte Übersiedlung und eine durchgemachte längere Unpässlichkeit für die Verspätung vorliegender Nummer auf das höflichste um großmüthige Nachsicht.

Wien, am 20. September 1901.

Hochachtungsvollst:

A. Mayer=Wyde.

Die zweite Eisenbahnverbindung mit Triest.

Von Dr. Max Reinitz.

Wien.

Mit einer Kartenskizze.

(Schluss.)

Für Eisenbahnbauten sind in der Regel nur zwei Momente maßgebend: die commerziellen, also die handelspolitischen, ferner die strategischen. Aber gar oft sind es auch Culturzwecke, die in Betracht kommen. In Gegenden, wo die Hebung der Bildung der Bevölkerung durch bessere Communicationsmittel erzielbar ist, dürfen Opfer für Bahnbauten gewiss nicht gespart werden. Und einen solchen Zweck wird zweifelsohne die Tauernbahn erfüllen. Ein ausgedehntes Alpengebiet soll gerade im Herzen von einer Eisenbahn berührt werden. Bedeutende Anlagen, Bau- und Betriebsorgane, intelligente Beamte, Kaufleute und Reisende aller Art werden mit einemmale dort auftreten, wo sich bisher nur primitiv gebildete Menschen mit primitiven Verkehrsbehelfen abgaben. Und es ist ein weites Gebiet, wo noch die Begriffe der wirtschaftlichen Cultur in großem Maßstabe fehlen und jede geistige Anregung durch den gänzlichen Mangel moderner Verbindungsmittel schon im Keime erstickt wird. Ohne Zweifel werden daher dank der Eisenbahn einschneidende Veränderungen in diesen Alpengegenden vor sich gehen.

Von Salzburg führt die bereits bestehende Eisenbahn über Bischofshofen direct bis Schwarzbach-St. Veit. Die neu zu erbauende zweite Linie nach Triest nimmt da ihren Anfang, es beginnt die Tauernbahn. Über Gastein, Böckstein, Mallnitz läuft die Bahn bis

an die Südbahn bei Möllbrücken, eventuell bis Spittal. Damit ist zunächst die directeste Verbindung zwischen dem Salzburgischen und dem Süden (Kärnten) hergestellt. Denn anstatt 361 *km* wie bisher werden nur 175 *km* von Salzburg bis an die Marburg—Franzensfeste-Linie zu bewältigen sein. Der süddeutsche Verkehr, soferne das südliche Österreich und insbesondere Triest in Betracht kommen, hat bis an die Südbahn bereits 186 *km* Vorsprung gegen früher, und die kleine, nur 77 *km* lange Tauernstrecke wird es zuwege bringen, ein Alpenland zu beleben, das mit seiner schwachen Bevölkerung und deren ebenso schwachem Verkehre, mit seinen hohen, unzugänglichen Bergen und Hochthälern geradezu verlassen dastand. Die Baukosten dieser Strecke werden beträchtlich, die Arbeiten schwierig und von namhafter Dauer sein. Umfassende Studien sind dem Tauernbahnprojecte vorangegangen. Auch hatte man die Qual der Wahl zwischen nahezu zehn Tauernlinien, die sämmtlich schwierig und kostspielig geworden wären. Je westlicher die Linie, desto kostspieliger wäre die Ausführung und umso geringer der handelspolitische Erfolg geworden. Da sind beispielsweise die westlich gelegenen Fraganter, Rauriser, Fuscher und Felbertauernlinien, sie alle hätten erst nach enormen Tauerndurchbrüchen den Süden erreicht und um 30 bis 45 Millionen Kronen mehr gekostet als die angenommene Gasteiner Tauernlinie.

Die projectierte Tauernlinie wird gewöhnlich die Gasteiner Bahn genannt, weil sie nebst ihrer Bedeutung als Mittelglied der zweiten Triester Bahnlinie eine solche speciell für das Gasteiner Thal haben und den dortigen Localinteressen dienen wird. Dass dieses Moment bei der Wahl der Tauernlinie thatsächlich berücksichtigt wurde, hat die Regierung ganz offen zugegeben.

In dem Thale bestand einstens viel Empfänglichkeit für wirtschaftliche Unternehmungen und das Streben nach Cultur. Die Eisenbahn wird hier ohne Zweifel guten Boden für culturelle Entwicklung finden. An diese Tauernlinie, welche bei Mallnitz abschließt, knüpfen sich, wie gesagt, frohe Hoffnungen nicht allein in Bezug auf Triest, sondern auch für das dortige Alpenland selbst, für Salzburg und für Kärnten.

In technischer Beziehung wird die Tauernstrecke, wie schon erwähnt, große Anforderungen an Zeit und Arbeit stellen, sie wird jedoch bei weitem nicht so zu schaffen geben wie die Karawankenbahn und die Wocheiner Bahn. Die Tunnelbauten und Kunstobjecte der Wocheiner Linie werden stellenweise sogar exceptionell schwierigen Verhältnissen begegnen.

Vom Salzachthale bis zum Drauthale hat wohl auch der Tauernbahnbau durchgehends Terrainhindernisse und ansteigende Höhen zu bewältigen, allein die Verlässlichkeit des Gesteines erleichtert wesentlich die Arbeit und sichert den Bauerfolg.

Von Schwarzbach-St. Veit geht es durch Tunnele, über Viaducte und Brücken zunächst bis Gastein, von dort die Gasteiner Ache entlang bis Böckstein, wo der 8470 *m* lange Tauerntunnel beginnt, um von Mallnitz ins Möllthal zu gelangen. Im großen und ganzen waren die diesbezüglichen Studien schon in den Achtzigerjahren durch die Südbahn-Gesellschaft und später von der Bauunternehmung G. v. Ceconi inauguriert. Es wurden damals für die ganze Gasteiner Linie Schichtenpläne entworfen und Triangulierungen für den Tauerntunnel vorgenommen. Und diese Studien stellten sich als so verlässlich heraus, dass die Regierung dieselben bei den vorliegenden Projecten vielfach berücksichtigen konnte. Gleich am Anfange der Linie kommen Steigungen bis 25·5 pro Mille und Terrainhindernisse aller Art vor. Trotzdem wird der Ausbau der Gasteiner Theilstrecke (Schwarzbach-St. Veit—Gastein) bereits in drei Jahren vollendet und die Bahn betriebsfähig sein. Im Jahre 1904 wird die directe Eisenbahnfahrt bis Gastein möglich sein. Sobald dann diese Zufahrtslinie fertig ist, wird der große Tauerntunnel energisch der Vollendung zugeführt.

Unmittelbar hinter der Station Böckstein wird die Bahn in den Tauerntunnel eintreten. Die Tunnelanbohrung geschieht im unteren Anlaufthale am Vorgebirge des Gamskarl. Gerade hinter diesem Vorgebirge, nach Westen, liegt der Radhausgebirgsstock, wo einst ausgedehnter Goldbergbau betrieben wurde, und wo noch heute ein kleines Goldbergwerk besteht, das seine Erze theils nach Böckstein, theils nach Deutschland abliefert. Es wäre gewiss ein erwünschter Zufall, wenn durch den Eisenbahnbau neue Anregungen für die Erzgewinnung geboten würden.

Der Tauerntunnelbau wird eine interessante Arbeit werden, in mancher Hinsicht noch interessanter als der Arlbergtunnel. Die Gesteinsbildungen sind für die Bohrungen und für den Tunnelbau unstreitig günstig, allein die Einrichtungen und die Anlagen werden viel zu schaffen geben. Mit Rücksicht auf die große Gebirgsüberlagerung erwarten die Techniker eine Gesteinswärme von 26 bis 27 Grad Celsius (im Arlbergtunnel nur 20 Grad Celsius), und da wird für eine wesentliche Herabminderung der Wärme und für reichliche Lüftung der Arbeitsstellen durch umfassende Vorkehrungen gesorgt werden müssen.

Aber die Arbeiten werden ebenso wie die Bohrungen dank den in der Nähe der Tunneleingänge vorfindlichen Wasserkräften flott vonstatten gehen. Das von den Bauorganen des Eisenbahnministeriums mit rühmenswerter Übersichtlichkeit ausgefertigte Detailproject dieser Bahnlinie gibt genauen Aufschluss über alles Wissenswürdige in Bezug auf Eintheilung und Ausführung der Arbeiten, aber auch über die geologische Beschaffenheit des zu bewältigenden Terrains.

Es wird den Tauern hart an den Leib gerückt werden. Auf der kaum 30 *km* langen Tauernstrecke Böckstein—Benk allein werden 19 Tunnele und 16 Viaducte gebaut werden. Der dominierende Punkt des Tunnels ist die Gamskarlspitze, die in einer Seehöhe von 1225·2 *m* unterfahren wird. Die Gesteinsausbildung ist da granitartig und ungleich besser als beispielsweise beim Arlbergtunnel. Und ist einmal der Tauernkamm vor Mallnitz bezwungen, dann sind es wieder anderartige complicierte Bauten und Kunstobjecte, die die Techniker beschäftigen werden. Denn nach Mallnitz folgt stetes Gefälle, das große Kehrschleifen bedingt; auch die vielen Muränengräben werden zu schaffen geben, bis im Mölltale die Bahn in ruhigem Geleise bei Möllbrücken die Südbahnlinie erreicht und in die Peagestrecke Möllbrücken—Villach einmündet. Der schönste und interessanteste Theil der neuen Triester Eisenbahnlinie schließt da ab, die Firne treten allmählich zurück, je mehr wir uns dem Drauthale zuwenden.

Wer von Salzburg nach Triest fahren wird, kann auf dieser neuen Route die gesammte Romantik unserer Alpenwelt, den Charakter unserer Alpenländer im Fluge kennen lernen. Und alles in $2^1/_2$ Stunden. Früher hat die Fahrt Salzburg—Möllbrücken allein über 10 Stunden gedauert, gleichviel ob der Weg via Selzthal oder Brenner gewählt war.

Es ist ein sagenreiches, jedoch ohne bedeutende Geschichte dastehendes Gebiet, das wir durcheilen. Einst von den Römern als Durchzugslinie benützt, ist die Tauernroute außer Bereich des großen modernen Handelsverkehres gerathen. Die Gletscher und Hochthäler blicken heute noch alle Wanderer freundlich an, weil sie wissen, dass die Leute nur ihretwegen ins Thal gekommen. Die Eisenbahn wird aber jetzt gar oft andere Passagiere bringen, Kaufleute mit sorgenvollen Köpfen, die bloß das eine Ziel kennen, den Triester Handelshafen zu gewinnen. Immer unten, doch im Hochthale ist der Locomotive die Spur zugewiesen, denn die Berge werden einfach durchbrochen, während die Höhen auch fernerhin von Schienengeleisen verschont bleiben. Wer sie bewundern will, wird wie bisher den Weg zu Fuß machen müssen. Auf den hohen Tauern

mag er dann auf die unten laufende Eisenbahn hinabschauen. An landschaftlichem Reize wird es immerhin nicht fehlen. Schon am Anfang der Bahn gegen Dorf Gastein zu wird der Aufblick auf die hochgelegene Klammstraße den Reisenden fesseln. Die Bahn springt hier im Thale der Gasteiner Ache von Tunnel zu Brücken, von Brücken auf Viaducte. Die tosende Ache bleibt Reisebegleiterin bis Böckstein. Dort nimmt sie Abschied von der Eisenbahn, welche, das grünsaftige, wasserreiche Gasteiner Thal verlassend, in den langen finsteren Tunnel kriecht, aus dem ein anderes Leben, ein steter Kampf mit Felsen, Gräben und Bächen entgegenweht. Zudem der plötzliche Sprung von oben; denn auf 20 *km* Entwicklung muss die Bahn von 1203 *m* Seehöhe auf 700 *m* niedersausen. Jeder Zoll eine Rutsche, nicht in großen Windungen sanft abrollend wie bei der Semmeringbahn, sondern jählings, stets 25 pro Mille, die Berge werden nicht um-, sondern jedesmal durchfahren. Von Mallnitz bis Benk, auf kaum 20 *km* werden wir, wie schon bemerkt, 19 Tunnele zählen. Die ganze Semmeringbahn weist zusammen nicht so viele Bergdurchbrüche auf wie diese geringfügige Strecke. Da sind dann rechts und links die Tauernberge mit ihren hohen Spitzen und Firnen. Die Auswahl ist reich und die geringe Fährlichkeit zum Aufstiege einladend. Von Mallnitz aus wird der Ankogl leicht in 4 bis 5 Stunden erstiegen. Und was ist der Ankogl gegen die anderen kleinen Alpenspitzen, die gut 8 Stunden und noch mehr Fußwanderung erfordern. Vom Ankogl beherrscht man die ganzen niederen Tauern, aber auch die östlich gelegenen Ausläufer derselben, das schöne Sembachthal bis ins Drauthal hinein und das Anlaufthal.

Nur ganz zufällig, infolge der commerziellen Bedeutung der Route wird der Reisende zu dieser unbeschwerlichen Alpenfahrt kommen. Er hat den bequem eingerichteten Ausblick in das herrlichste Naturpanorama nicht seinem Gelde, sondern den Warentransporten, den Kisten, Ballen und Fässern zu danken, welche sich diesen Weg zum Meere erzwungen haben. Wir sind noch nicht so reich, dass der Staat sich auch die Förderung der persönlichen Naturvergnügungen seiner Bürger zur Aufgabe stellen, dass er Bahnen bauen dürfte, lediglich um den Steuerzahlern die schönen Alpen wie etwa die Bilder einer Staatsgallerie vorzuführen. Für solche Bauten dictieren die Waren, die Kisten und Ballen und Fässer die Bewilligung der Ausgaben, der Reisende wird einfach mitgenommen, und er muss sich fügen der von der Verkehrs- und Handelspolitik geforderten Trace. Bald entgeht ihm ein

nahe gelegener Gletscher, bald ein sehnlichst erwünschtes Thal, das von der Bahn auf einem ganz geringfügigen Umwege hätte passiert werden können. Auch die vielen Tunnele passen nicht immer in das harmonische Alpenbild, welches sich durch den langsamen Anstieg des Berges wohl besser entwickelt hätte, als wenn nun ein finsteres Loch jählings das Bild abreißt und plötzlich in eine unfreundliche Gegend die Perspective eröffnet.

Die Ziffern allein sprechen; die kürzeren Tarifkilometer zu Gunsten der Warentransporte sind entscheidend, nicht die Ausblicke und Alpenbilder. Die vielen Millionen werden nicht für die Touristen, sondern für den Verkehr verausgabt; die Bahn wird bloß für die Waren gebaut, der gewöhnliche Sterbliche, der Steuerzahler, nur so aus Gefälligkeit mitgenommen. Sic vos, non vobis.

Von Möllbrücken werden wir auf erborgten Schienen der Südbahn bis Villach fahren. Das sind volle 46 *km*. Eine neue Parallelbahn zu bauen, wäre hier gewiss nicht am Platze gewesen. Sie wäre nicht kürzer und nicht praktischer geworden als die bestehende Südbahnstrecke. Der Verkehr daselbst ist noch nicht so dicht, dass eine allzu große Anhäufung von Zügen zu befürchten wäre. Auch hat die Südbahn das Recht auf ausschließlichen Bahnbesitz im Thale, welches Recht umsomehr anerkannt werden kann, als die neue Linie das selbständige Mitbenützungsrecht dieser Theilstrecke genießen wird.

Die Ausübung des Peagerechtes wurde seitens der Regierung gerade im Hinblick auf dieses in Vorbereitung gestandene Bahnproject bereits im Jahre 1898 durch eine Vereinbarung sichergestellt.

Die österreichischen Staatsbahnen werden berechtigt sein, nicht allein für die zweite Triester Verbindungslinie, sondern auch für ihre Zufahrtslinien Villach—Tarvis—Pontafel (nach Italien) und Tarvis—Laibach jene anschließende Südbahnstrecke zu benützen, welche sich als Glied zwischen der neu herzustellenden Verbindungslinie und den bereits bestehenden Staatsbahnlinien von Villach über Tarvis einerseits nach Laibach, andererseits nach Pontafel, respective der neu herzustellenden Fortsetzungsstrecke bis Triest präsentiert. Die Staatsbahnen entrichten dafür eine fixe Entschädigung, können ihre Tarife frei normieren und auf der peagierten Strecke entweder ganze Züge mit eigener Zugskraft befördern oder einzelne Wagen für ihre Rechnung befördern lassen.

In dem Übereinkommen ist übrigens auch für etwa erforderliche Bauherstellungen auf der peagierten Strecke, soferne sie behufs Er-

höhung der Leistungsfähigkeit der letzteren geboten erscheinen, vorgesehen. Dieselben werden nämlich über Verlangen der Staatsbahnverwaltung von der Südbahn selbst besorgt, deren Kosten aber nach einem bestimmten Vertheilungsschlüssel von den Staatsbahnen berichtigt.

So wird denn von Möllbrücken über Villach die Verbindung der Tauernlinie mit der Karawankenbahn und weiter über die Wocheiner Bahn mit Görz—Triest vermittelt und damit die directeste Relation zwischen dem Westen und Triest hergestellt. Aber auch für die nördliche, nach Innerösterreich gravitierende Verbindung beginnt hier an der Karawankenbahn die neue Linie. In Bärngraben nämlich gabeln sich beide neue Triester Routen, die von Villach nach Westen und die von Klagenfurt nach Norden. In Bärngraben, gerade vor dem Karawankentunnel, treffen beide zusammen und erhalten sohin die gemeinsame Fortsetzungslinie bis Triest.

Durch das Zusammentreffen beider Routen wird die Fortsetzungslinie Bärngraben—Triest ohne Zweifel sehr frequentiert sein. Zu den von Süddeutschland via Wörgl oder Salzburg einlangenden Waren werden die vom Norden oder vielmehr Nordwesten Österreichs nach Triest gravitierenden Verkehrsgüter hinzukommen. Und diese Güter dürften, wie ja schon angedeutet, insbesondere wenn auch die Pyhrnbahn hergestellt sein wird, recht ansehnlich werden. Denn bisher waren unsere nördlichen Kronländer Böhmen, Mähren und selbst Niederösterreich nicht im Attractionsgebiete von Triest gelegen. Man erkennt dies aus den Ziffern der bereits oben mitgetheilten Tabellen. An der gesammten durch die Eisenbahnen vermittelten Triester Güterbewegung vom Jahre 1900 mit 1,577.201 *t* participierten Böhmen mit nur 119.447 und Mähren-Schlesien mit nur 151.727 *t* Waren. Die beiden consumfähigen Länder gravitieren eben infolge der besseren und billigeren Communicationswege nach Hamburg. Durch die zweite Verbindung mit Triest wird sich aber das Verhältnis denn doch ändern. Selbst von dem fernen Böhmen wird Triest einen größeren Import erhalten und ebenso eine größere Zufuhr der von unserer Industrie gebrauchten Rohstoffe dorthin vermitteln.

Die Strecke Bärngraben—Wochein—Triest wird sohin die eigentliche Sammelroute der zweiten Triester Verbindungslinie bilden. Auch diese Linie trägt — die Strecke Görz—Triest ausgenommen — den Charakter einer Gebirgsbahn an sich. Alle bei Gebirgsbahnen vorkommenden Bauschwierigkeiten werden sich bei der Karawanken- und Wocheiner Bahn einfinden. Zwischen Bärngraben, respective Birn-

baum und Assling wird der 8016 *m* lange Scheiteltunnel durch den Karawankenstock getrieben. Derselbe ist fast so lang wie der Tauerntunnel, besitzt aber ungünstigere Gesteinsbildung und bietet folgerichtig größere Schwierigkeiten. Carbon und Schiefer bilden das Hauptgestein, das beim Tunneldurchstich zu gewärtigen ist, auch Wassereinbrüche werden erwartet, durchwegs Übelstände von Bedeutung. Und dennoch wird die Ausführung von den Geologen für gesichert erklärt.

In Wochein wird von den grünen Alpen, von den Wasserfällen Abschied genommen. Denn alles, was südlicher gestreift wird, ist unfreundliches Gebiet, das unfreundliche Savegebiet. In und um Veldes thut es noch. Da weiten sich klar grün der Veldeser und der Wocheiner See mit dem düsteren Triglav im Hintergrunde. Dieses Thalgelände ist unstreitig das schönste in Krain. Der echte Alpencharakter zeigt sich hier zum letztenmale dem contrastierenden Karst gegenüber in seiner vollen Romantik und Abwechslung an pflanzenreichen, saftigen Alpenweiden und eisgekrönten Berghäuptern. In einsame Felsen eingebettet, liegen oberhalb des Savicaursprunges die sieben Seen des Triglav, dessen schneetragende Kalkmasse die Gewässer zu drei Flüssen, dem Isonzo, der Drau und der Save, entsendet, und dessen großartiges Panorama Theile von Tirol, Steiermark, Istrien, der oberitalienischen Tiefebene und Venedig umfasst:

Drei Häupter hebt er trotzig in die Höh'
Wie jener Gott, nach dem sie einst Dich hießen,
Und jedes trägt ein Diadem von Schnee.
Ich bin umstarrt von hundert Bergesriesen,
Wenn schwindelnd ich auf Deinem Scheitel steh'!
Es lacht ein grün Geländ' zu meinen Füßen,
Mich grüßt Italien und die blaue See!

So gilt in „Zlatarog" das Lied dem mächtigen Triglav. Aber nicht nur drei Zinnen und drei Flüsse, sondern auch drei Sprach- und Völkerbereiche, Deutsche, Slovenen und Italiener, beherrscht und theilt der hohe Triglav.

Die Bahn lässt ihn abseits liegen und erwählt sich eine bequemere Route mehr östlich, immer im Gebiete des liebreichen Wocheiner Thales. Die Gegend ist heute für unsere Touristen noch zu entfernt, der Triglav gehört noch nicht zu den Favoritbergbesteigungen. Nur besonders kühne Touristen wagen sich an denselben heran.

In Feistritz wird die Bahnstation angelegt, von wo aus die Wochein Leben und Bewegung erhalten soll. In Feistritz wird aber

auch der durch die neue Eisenbahn vermittelte schöne Alpeneindruck aufhören. Mit dem saftigen Grün der Alpen, mit den weidenreichen Matten ist es später, wie schon bemerkt, zu Ende. Das Bild ändert sich unmittelbar nach dem Wocheiner Tunnel an der Wasserscheide, an der Grenze zwischen Krain und Illyrien. Ein unwirtlicher Gebirgszug von mehr karstähnlichem Gebilde kommt zur Geltung. Es ist der Kolba, der zum Tunneldurchbruche gewählt ist. Nach den geologischen Aufnahmen sind bei der Herstellung dieses Tunnels ungünstigere Gebirgsverhältnisse zu erwarten als bei allen übrigen Alpentunnelen. Infolge dessen wird von der Bohrung eines zweigeleisigen Tunnels, bei welchem wegen der großen Aufschlussflächen bedeutende und nur mit namhaften Kosten zu bewältigende Druckerscheinungen auftreten könnten, abgesehen und ist dafür die Ausführung eines sogenannten „Zwillingstunnels", das ist zweier in einem entsprechenden Abstande nebeneinander laufenden eingeleisigen Tunnelröhren geplant. Der Tunnel wird kleiner sein als der Tauern- und der Karawankentunnel, im ganzen nur 6180 *m* Länge besitzen. Über die Gesteinsarten, die, wie erwähnt, höchst unvortheilhafte sind, ist zu bemerken, dass beim Tunneleingange stark gestörte tertiäre Bildungen vorgelagert sind, die sandigmergeligen und thonigen Gesteine im Tunnel selbst werden sehr vorsichtig durchfahren und zumeist unterwölbt werden müssen. Und da nach Durchstoßung der wasserdichten Vorlage von tertiären thonigen Gesteinen ein ansehnlicher Wasserzudrang erwartet wird, kann man, wie gesagt, auf beträchtliche Schwierigkeiten gefasst sein. Auch die auf den Tunnel folgende äußerst unwirtliche Strecke wird viel zu schaffen geben. Denn im Bačathale bis St. Lucia wird das Materiale stets ungünstig sein. Kalkig-mergeliger Stein, Ablagerungen der Kreideformationen werden hier zu durchfahren und Rutschlehnen zu bekämpfen sein, kurz, ein überaus schwieriger Bahnbau. Im Vergleiche zur Bačathalstrecke bietet die gesammte übrige Trace und selbst der Wocheiner Tunnel keine so hervorragenden Bauhindernisse und Erschwernisse aller Art, die sich aus dem geologischen Untergrund des zu durchfahrenden Gebietes ableiten lassen. Dementsprechend stellen sich auch die Baukosten der bloß 89 *km* langen Wocheiner Linie auf 59 Millionen Kronen. Im großen und allgemeinen wird ein rauher, von Stürmen und noch im Juli vom Schnee heimgesuchter Landstrich durchzogen, der sich weder durch guten Ackerbau noch durch Viehzucht auszeichnet. Nur in der Wochein und im Feistritzthale bestehen Eisenhämmer und Walzwerke, das ist so ziemlich die ganze nennenswerte Industrie der Gegend, die übrigens

aus der Römerzeit herrührt. Die Eisenbahn wird hierin jedenfalls hebend und befruchtend einwirken. Erst im unteren Theile des Bačathales bessern sich die Verhältnisse, ungefähr dort, wo das östlich gelegene Idriathal seinen Anfang nimmt und der Isonzo zum Vorschein kommt. Es beginnt das Kreidegebirge des Karstes in einer zusammenlaufenden Reihe von Hochrücken, welche in parallelen Zügen von Nordwesten nach Südosten und zwar so gleichmäßig streichen, dass sich diese Richtung bis zum Adriameere charakteristisch ausprägt. Westlich hiervon ist das Isonzothal. Der Isonzo, der Sontius der Römer, entspringt zwischen dem Manhart und dem Triglav in den Julischen Alpen, fließt durch enge Felsschluchten zuerst gegen Südwest, dann gegen Südost und hierauf wieder in scharfem Winkel gegen Südwest sich wendend, bis St. Lucia. Hier ergießt sich die Idria, ein ansehnlicher Nebenfluss, in den Isonzo, und hier tritt auch die Eisenbahn an den Isonzo, welcher in seiner Mächtigkeit in schnellem Falle die Thalengen von Podsela, Roncina, Canale, Oblona und Plava durcheilt, um bei Salcano endlich die Ebene von Görz zu erreichen. Roncina (Anza), Canale und Plava bilden Eisenbahnstationen.

Das enge Thal selbst ist kein allzu altes. Der Isonzo ist in Bezug auf seinen heutigen Lauf ein neu erstandener Fluss. Im Alterthume soll er in der Thalebene von Karfreit bis unter Tolmein, also oberhalb der Station St. Lucia einen langen See gebildet haben und war dessen jetziger Abfluss am Südostrande nicht vorhanden. Ein Bergsturz, welcher den Abfluss des alten Sees verschüttete und den See anstaute, drängte das Wasser am Südostende gegen eine andere Wasserscheide und diese durchstoßend, in das gegenwärtige tiefere Bett von Podsela und Canale. Somit erscheint der Isonzo in seiner heutigen Gestalt als der jüngste Fluss Europas, der kaum mehr als 400 Jahre seines Bestehens zählen mag.

Die Bahn wird, da in St. Lucia östlich das Idriathal beginnt, wohl auch den Bedürfnissen letzteren Thales dienen müssen. Im Idriathale wird reichlicher Boden für Industrien vorhanden sein und die Eisenbahn ohne Zweifel culturell wirken.

Der schwierigen, durch zerrissene Felswände führenden Trace entsprechend, sind hier gleichfalls noch große Bauhindernisse zu gewärtigen. In der sogenannten Klamm zwischen St. Lucia und Anza folgen unmittelbar aufeinander Tunnele und Viaducte. In der nur 8·47 *km* langen Strecke — etwas über eine deutsche Meile — werden 6 Tunnele und 8 Viaducte gebaut werden müssen. Erst weit unten, je mehr man

sich dem „österreichischen Nizza“, Görz, nähert, wird es günstiger, das Milieu freundlicher und der Bahnbau leichter.

Im übrigen knüpfen sich an diese Theilstrecke bis nach Triest auch große localwirtschaftliche Hoffnungen des Küstenlandes selbst. Heute sind es unbedeutende Ortschaften, nicht nennenswerte Handelspunkte, die von der Eisenbahn berührt werden. Aber die einmündenden Seitenthäler, nämlich die des Isonzo, der Idria und der Wippach, sind verkehrsfähig, zudem verkehrsbedürftig, und mit der Zeit werden hier Localbahnen entstehen, welche nützliche Verbindungen herstellen und zur Alimentierung der zweiten Triester Linie beitragen werden. Die Localbahn Görz—Heidenschaft im Wippachthale ist bereits im Baue, eine Linie von St. Lucia nach dem oberen Isonzothale bis Karfreit, respective Flitsch und von St. Daniel nach Prevald bis Adelsberg zum Anschlusse an die Südbahn angeregt. Die Localbahn St. Lucia nach Karfreit, respective Flitsch würde mit der für die Predilbahn existierenden Trace zusammenfallen und bis Karfreit, dem Laufe des Isonzo folgend, keinen namhaften Schwierigkeiten begegnen. Von Karfreit nach Flitsch aber wäre die Sache allerdings complicierter, und schon die großen Baukosten werden dem Zustandekommen dieser Fortsetzungslinie fühlbare Hindernisse verursachen. Derartige Localbahnen vertragen nicht die Kosten gewaltiger Tunnele und theurer Kunstobjecte, die auf dieser kleinen Strecke nicht zu vermeiden wären. Jedenfalls wird die zweite Triester Eisenbahnlinie in der Grafschaft Görz zu mannigfachen Communicationsverbesserungen Anregung bieten, die in erster Linie Görz selbst zum Heile gereichen werden. Auch Görz liegt in wirtschaftlicher Hinsicht ziemlich verlassen da und bedarf sehr einer Regenerierung. Der Verkehr mit dem oberen Isonzothale gegen Tarvis, wohin es geschäftlich gravitiert, entspricht nicht mehr den heutigen Anforderungen. Neue Eisenbahnen werden hier Hilfe bringen, und wenn sich, wie projectiert ist, ein kleines Localbahnnetz herausgebildet haben wird, dann kann Görz durch lebhaften Handel mit einemmale in Schwung kommen.

Was Görz zunächst noth thut, ist eine Verbindung nach dem Norden, aber auch eine von der Südbahn ganz unabhängige Eisenbahn nach Triest. Selbst gegen die Peagierung der Südbahnstrecke Görz—Triest durch die Staatsbahnen haben sich Bedenken ergeben, und die sogenannte Vallonebahn entlang der Meeresküste konnte von der Regierung wegen des gänzlichen Mangels an Localverkehr gleichfalls nicht empfohlen werden. Man wählte daher die mehr nördlich gelegene,

durch das vom Tereowanerwald begrenzte Plateau und über den Karst führende Trace Görz—St. Daniel—Opčina—S. Andrea. Die Linie ist wesentlich länger als die Südbahnstrecke Görz—Triest, sie ist zudem schwieriger und kostspieliger als die anderen Varianten, und dennoch erfüllt sie allein alle mit einer zweiten Verbindung Görz—Triest angestrebten Zwecke. In jenem Theile des Küstenlandes besteht bereits einige Industrie — Leinenweberei, Seidenbau — und die Anschließung einiger entwicklungsfähiger Ortschaften, wie Prévačina, Reifenberg, St. Daniel, an eine Eisenbahn, die Möglichkeit einer Verbindung mit Prevald und Adelsberg, endlich die directe Führung der Bahn nach S. Andrea zu den geschützteren Hafenanlagen sollen die Verlängerung des Weges zwischen Görz und Triest reichlich aufwiegen. Auch dieses Bahnterrain trägt stellenweise den Charakter eines Berglandes. Der eigentliche Karst beginnt bei St. Daniel. Steinige, wüste Hochflächen sind von trichterförmigen Vertiefungen durchsetzt, und die klippigen Höhenzüge werden von da an ziemlich oft durch Tunnele durchbrochen werden. Die Aufforstung des Karstes geht langsam vonstatten, und es wird noch eine geraume Zeit kosten, bis Pflanzenwuchs die kahlen Flächen verschönern wird.

In südwestlicher Richtung fällt die Eisenbahn über den zerrissenen Karstboden jählings ab und kreuzt bei Opčina die Südbahnlinie. Der Abstieg von Opčina nach Triest wird mit großen technischen Schwierigkeiten verbunden sein, denn die Tunnele werden durch schiefrig-mergeliges Gestein laufen und Druckerscheinungen zutage fördern, welche stärkere Auswölbungen zur Nothwendigkeit machen.

Und so wären wir denn in mächtigen Windungen vor dem Lloydarsenal und darauf im Bahnhofe S. Andrea an der Adria angelangt, die ganze Stadt Triest im Schienengürtel umfahrend.

Das Bild der Öde, Dürre und Unfruchtbarkeit des Karstes geht am Rande des steilen Abhanges plötzlich in den pittoresken Aspect auf die Adria über, an deren Küste Lorbeer- und Olivenbäume, Feige und Weinrebe die Nähe Italiens ankündigen.

Adolf Pichler.

Wien. Von **Dr. Bernhard Münz**.

Durch Adolf Pichlers Heimgang hat die österreichische Literatur einen unersetzlichen Verlust erlitten. Der Altmeister der deutsch-österreichischen Dichter ist mit ihm zu Grabe getragen worden.

Der große Todte war ein Tiroler Kind und mit allen Fasern und Fibern seines Geistes und Gemüthes mit seinem Lande verknüpft und verwachsen. Er haftete mit tausend Wurzeln in der wilden, reckenhaften, gigantischen Natur desselben, sie füllte ihm Herz und Sinn aus, und er schöpfte aus der Berührung mit ihr seine nimmer versagende Kraft. Was er geschaffen, athmet frischen Erdgeruch. Seine markige, von Eigenart strotzende Individualität muthet uns an wie der Baum auf hartem Grunde, welcher allerdings mit den Wurzeln erst Steine spalten muss, dann aber umso fester steht.

Pichler ward am 4. September 1819 in Zollhaus bei Erl im Unterinnthale geboren. Seine Eltern haben weder auf seine geistige Entwicklung noch auf sein Fortkommen wesentlich eingewirkt. Begleitet viele die erquickende Erinnerung an den häuslichen Herd, so hätte er Lethe trinken mögen, um manche häusliche Scene aus der Seele wegzuwaschen und so manche Narbe zu tilgen. 1832 trat er in das Gymnasium zu Innsbruck ein, das er unter den dürftigsten Verhältnissen absolvierte. Der Unterricht war recht geisttödtend. Er ließ in allen Gegenständen zu wünschen übrig. Lateinisch und Griechisch wurden rein formal betrieben. Pichler hielt später den damaligen Philologen einen getreuen Spiegel vor in den schneidigen Epigrammen:

Gleich armseligen Mäusen benagt Ihr die Wurzeln des Stammes,
 Wenn Ihr den Boden zerwühlt, keift um die Fäserchen Ihr.
Dass zur Sonne Homers sich hob der blühende Wipfel —
 Nichts von Farben und Form ahnt der verblödete Sinn!

„Von des Alterthums Mark ernähren wir uns Philologen!"
Wie sich die Reblaus nährt; leider verdirbt sie den Stock.

„Die Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur," sagt Pichler in dem 1892 erschienenen Buche „Zu meiner Zeit", das leider nur von seiner Entwicklung bis zum Jahre 1848 Kunde gibt und einen wertvollen Beitrag zur Culturgeschichte Tirols liefert, „war ohnehin vom Staate Metternichs ausgeschlossen, so dass angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder

auch nur orthographisch zu schreiben vermochten. . . Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem Jüngling, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich dem Auge eine Übersicht bietet und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, dass sie nicht selten das Stoffliche über das Ethische vorwalten läfst. . . Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel, und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft noch ein sicheres Maßhalten. So fand ich zwar wie jeder, dem es Ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Kraft, nach viel verlorener Zeit."

Es war noch ein Glück, dass er mit der Natur in innigem, regem Verkehre stand. Allmählich erschloss sich ihm der Sinn für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechsel des Lieblichen und Großartigen der Thäler. Jede freie Stunde trieb er sich in Feld und Gebirge herum, eine Fülle ungekannter Herrlichkeit eröffnete sich ihm, und es stieg in ihm eine Ahnung von der Einheit in der Mannigfaltigkeit auf, lange bevor das Werk eines Philosophen ihm dies in logischer Schlussfolge bewies. Durch eigene Kraft rang er sich ebenso von der philologischen Wurzelgräberei zu der Bewunderung der ewig jungen Schönheit der Antike empor. In ihrem vollen Glanze erstrahlte sie ihm zum erstenmal in der Glyptothek zu München, wohin er nach Vollendung des Gymnasiums im Jahre 1838 eine Ferienreise unternahm. Hier führte ihn ein Zufall mit dem kunstsinnigen König Ludwig I. zusammen.

An das Gymnasialstudium, das sich damals auf sechs Jahre erstreckte, reihte sich die sogenannte Philosophie, welche zwei Jahre umfasste, und nach Absolvierung dieser konnte das Berufsstudium in seine Rechte treten. Obgleich die philosophischen Disciplinen sehr oberflächlich vorgetragen wurden, da die Professoren selbst gegen ihre bessere Erkenntnis weder rechts noch links von den gesetzlich vorgeschriebenen Büchern abweichen durften, verhielt sich Pichler der Philosophie gegenüber dennoch nicht theilnahmslos. Er gewann vielmehr lebhaftes Interesse an ihr und beschäftigte sich eifrig mit Plato, Fichte, dann vornehmlich mit Schelling und Hegel, aus dessen Geschichte

der Philosophie er fleißig Auszüge machte. Er stand lange unter dem Eindrucke seiner Weltanschauung und Ausdrucksweise und emancipierte sich erst von ihr, als er sich ernstlich den Naturwissenschaften widmete. Doch war er gerecht genug anzuerkennen, dass sich der Ideengehalt des Denkers, der jetzt als abgethan gilt, durch tausende feiner Canäle in das ganze Lebensnetz der Nation verbreitet hat, dass wir selbst in der Gegenwart noch die Wellenbewegung deutlich verspüren, welche sein Impuls hervorgerufen, und dass die Zukunft schon darum auf ihn geschichtlich zurückgreifen muss. Wenn ihm aber auch in der Folge das „Fürsichsein und Ansichsein" weniger am Herzen lag als das Dasein, so hat er doch auf dem Acker der Philosophie die Hand nie ganz von dem Pfluge gelassen. Vollends wandte er seine Aufmerksamkeit der Geschichte der Philosophie zu, in der er eine „Gallerie voll hoher Thaten des menschlichen Geistes" erblickte. Und er hat gut daran gethan, sich mit der grundlegenden Wissenschaft und deren Geschichte zu befassen. Es hat ihm Wucherzinsen in jedem Sinne gebracht. Er ist ein gedankenwuchtiger und seelentiefer Dichter geworden. Wohl sind viele der Ansicht, dass Gedanken für den Dichter Fesseln bedeuten, ihn in seinem Fluge hemmen, seinen Schwingen ein Bleigewicht anhängen. Der Dichter hat sie indes mit dem Distichon abgefertigt:

Ein Gedankenpoet! Sind denn die Gedanken poetisch?
„Wenn ein Dichter sie denkt, sind es Gedanken sogar!"

Da Pichler nicht die Mittel zur Reise nach Wien besaß, war er gezwungen, trotz seiner Neigung zur Medicin juridische Vorträge an der Innsbrucker Universität anzuhören. Erst im vierten Semester fand er Mäcene, die ihm diese Reise ermöglichten. Sein Thun und Treiben in der alten Kaiserstadt an der Donau tritt uns anschaulich entgegen in den Briefen an Cornelie Schuler, die Schwester des ihm nahestehenden Innsbrucker Professors Johannes Schuler, mit der ihn bis zu ihrem im Juni 1883 erfolgten Tode eine durchaus geistige Freundschaft verband. Corneliens Wesen war lauter, still und rein, ohne jeden Makel. Sie wetteiferte mit Pichler darin, das Gute und Edle nicht bloß an anderen zu loben, sondern es auch nach Thunlichkeit an sich selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerem Leben aufzuheben. Gleich ihm strebte sie nach der Wahrheit, welche die Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur ist. Die Freundin las in ihm wie in einem offenen Buche. Er machte vor ihr aus nichts ein Hehl. Sie war sein Beichtvater, sein Gewissens- und literarischer Beirath. Ein dauerndes Denkmal errichtete

er ihr durch Veröffentlichung ihrer Briefe, welche zu dem Schönsten und Lieblichsten gehören, was deutsche Frauenhände geschrieben haben. Tief ergreifend sind die dem Schatten seiner treuen Egeria gesungenen Verse:

Aus der Jugend in das Alter
Wallten wir getrennt, verbunden,
Und ich habe voll und innig
Deinen Wert nun ganz empfunden.

Wie ein Stern durch Winternebel
Strahlst Du mir jetzt in die Seele,
Gib die Hand mir, dass für immer
Uns die Ewigkeit vermähle!

Obwohl er an dem Wien Metternichs und Sedlnitzkys viel auszusetzen hatte und durch ermüdendes Stundengeben sein Dasein fristen musste, genoss er doch dort eine goldene Jugend, denn er barg eine Blütenfülle von Idealen in sich, und er war ein Denker, welchem nichts Menschliches fremd war. Neben dem eifrigen Studium der Naturwissenschaft und der Medicin pflegte er die Lectüre der keuschen Poesie der griechischen Classiker, „dieser Heiligen im Schimmer echter Menschlichkeit," auf welchen er stets wie auf einer Oase ausruht. Sie sind sein Brevier, dafür sind sie ihm auch in einer Weise vertraut, die unter den Modernen immer seltener wird. Er kehrte von Zeit zu Zeit gerne zu der Bibel zurück, las fleißig in dem gewaltigen Buche der Lebenslehrerin Geschichte und wohnte ziemlich häufig im Burgtheater der Aufführung classischer Stücke bei. Dabei musste er nur zu oft mit ansehen, wie sie durch die väterliche Fürsorge des Censurpapstes arg verstümmelt und verunstaltet wurden. In einem vortrefflichen Distichon goss er darüber die ätzende Lauge seines Spottes aus:

Was, die Rosen sogar sind roth? Die könnten doch weiß blühn!
Auf, Gendarmen, und führt mir die Natur in Arrest!

In freien Stunden besuchte er das Belvedere und andere Bildergallerien. Er verlegte sich hier natürlich nicht auf das Naschen, sondern auf das Studium, und mit der Erkenntnis wuchs der Genuss. Aber auch die hehre Muse zog ihn in ihren heiligen Bann. Er hat die Dichtungen aus jener Zeit der Einverleibung in die „Marksteine", welche 1874 und in zweiter vermehrter Auflage 1898 erschienen, wert befunden, und dies will nicht wenig bei einem Manne besagen, der gegen sich selbst mit der äußersten Strenge vorgieng. Er besang den „Barden", welcher seine Lieder den Kämpfern für die Freiheit weiht, seine Harfe

jedoch zerbricht und mit Hohn dem König ins Gesicht schleudert, der ihn zu einer Hymne auf den über die Freiheitshelden davongetragenen Sieg auffordert. „Ein Fest" schildert ein Jubelgepränge im Colosseum zu Rom. Nur einer schweigt inmitten des Lärms der ausgelassenen Menge, er ist ernst und bleich, und um seine Mundwinkel zuckt es von herbem Spotte. Das Fest wird unliebsam durch einen Krieger gestört, welcher die Trauerbotschaft überbringt, dass die gen Norden gesandten Legionen von den Feinden aufgerieben wurden und er allein übriggeblieben sei. Er kann die Schmach des Vaterlandes nicht überleben und stürzt sich in das eigene Schwert. Wild starrt die Menge auf die Leiche, indes der Mann, der an dem allgemeinen Geheul und Geklatsch nicht theilgenommen, ihr zuruft: „Begrabt mit ihm das Vaterland!" Und als sie sich aus dem Staube gemacht, bestattet den letzten Krieger — Juvenal. Erschütternd ist „Der Wildschütz". Von steiler Felsenkuppe schaut der gebräunte Schütze in der Abenddämmerung sinnend in die Weite. Da wird er durch das Kreisen des Königs der Vögel aus seinen Träumen geweckt und trifft ihn so sicher, dass er röchelnd aus den Lüften herniederfällt. Eine trübe Stimmung bemächtigt sich darob des glücklichen Jägers, und eine Thräne stiehlt sich aus seinem Auge. Der freie Vogel, nach dem jeder zielen darf, ist ihm ein Symbol des eigenen Geschickes.

Von wahrhaft religiöser Gesinnung sind die „Legenden" durchweht. Sehr sinnig äußert sich Cornelie über dieselben: „Ich möchte sie echt christlich nennen, und das ist für mich das Höchste. Ich finde sie viel besser als den ‚Isispriester'. Die große Einfachheit passt völlig zum Schlusse." Ein lichtes, freundliches Gegenstück zu dem letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Büßermönch mit dem Kreuze am Altare niederschlägt, ist das „Schwanenlied der Sibylle". Das Aufsteigen eines Kreuzes aus Sternen über dem Meere des Ostens verkündet ihr die Geburt des Messias. Sie eilt nach Rom, wo Augustus eben sein Siegesfest feiert, und wird hier mit Hohn abgewiesen, denn auf der unglückseligen Höhe, wo man nicht Menschen, sondern nur niedrige Schmeichler und feile Sclaven kennt, verhallen die prophetischen Stimmen der Zukunft. Da geht sie auf das Capitol und entbietet einer Schar von Kindern den Gruß des Himmels. Diese nehmen ihn freudig auf; sie hat ihre Sendung erfüllt und sinkt todt zusammen. Die Kinder bedecken ihren Leichnam mit Palmenzweigen; von nun an schweigen die Orakel des Heidenthums. Eigenartig ist „Lucifers Werbung". Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizziert, das Ganze überhaupt

in der Manier eines Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Dass der Mann bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den prometheischen Muth, er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet die Mutter Gottes auch hier als milde und gnadenreiche Vermittlerin an.

Pichler hatte aber auch in Wien Gelegenheit, von des Lebens goldenem Baum wohlschmeckende Früchte zu pflücken. Die älteste Tochter eines Bürgers, in dessen Haus er unterrichtete, hatte es ihm angethan. Er plauderte gern mit ihr und las in ihren klaren blauen Augen etliche Capitel Lebensweisheit. Sie lernten sich bald verstehen, und es erblühte ihm ein Liebesfrühling, der manche anmuthige Lieder zur Reife brachte. Man wirft seiner Lyrik vor, dass es ihr an Zartheit mangle; starr und hart sei die Form, starr und hart das Empfinden. Es fehle ihr die Liebesdichtung, ja noch mehr, es sei überhaupt nichts Liedmäßiges bei ihm zu finden. Wenn er nun auch im wesentlichen ein Dichter des ewig Männlichen ist, wie ihn die einseitige und engherzige Gegenwart mit ihren schwächlichen, eines Rückgrates entbehrenden Epigonen just dringend braucht, so geht diese Behauptung denn doch zu weit. Zum Beweise hierfür seien einige Gedichte citiert, welche so mild, weich und innig sind, dass sie sich gewissermaßen in unser Herz hineinschmeicheln und hineinstehlen. Das eine lautet:

Wenn das Röslein schlummert
 In der Knospe grün,
Nachtigall fragt singend:
 Willst Du noch nicht blühn?
Und in Lenzesahnung
 Öffnet es den Mund,
Hat das Wort vernommen,
 Roth wird's bis zum Grund.
Hüllet sich in Blätter
 Wie in Schleier ein,
Tief im Kelch die Thräne
 Will verborgen sein.
Sende Dir, mein Mädchen,
 Liebeswerbung zu,
Alle Rosen blühen,
 Warum zauderst Du?

Und als Emma ihn einmal in den April schickte, sang er:

Nein, das vergess' ich ewig nie!
So war ich im April!

Du lachst und hüpfst und spottest noch,
Dass Dir gelang das Spiel.
Und soll ich Dir's verzeihen je,
Ist's um Dein Auge klar,
Das strahlt, ein Himmel rein und blau,
So seelentief und wahr.
Drum schick' mich nur in den April,
In Deinem Aug' ist Mai;
Da mag die Lüg' begraben sein:
Dass es April noch sei!

Und da aller guten Dinge drei sind, so sei noch einem dritten Gedichte an Emma Raum gegeben:

Wär' mir geschenkt doch jener Zaubersang,
Mit dem der Grieche die Natur bezwang,
Dass Feld und Berg in schöner Harmonie
Sich willig ihm zu treuem Dienste lieh!
Da rief' ich schnell durch diese Wundermacht
Die Edelsteine aus des Berges Schacht,
Den Blumen rings geböt' ich auf der Flur,
Zu blühn allein auf Deines Weges Spur.
O, wär' mir dieser Zaubersang verliehn,
Die Sterne selbst würd' ich vom Himmel ziehn,
Als Schmuck zu flechten Dir ums blonde Haar,
Ein Diadem aus Sternen licht und klar!
Und wo Du wandelst, soll mit lautem Schall
Begrüßen Dich das Lied der Nachtigall,
Die Lerche, die entschwebt dem grünen Mahd,
Laut jubelnd Dich begleiten auf dem Pfad.

Aus späterer Zeit möchte ich als Beispiel das liebreizende Gedicht „Der Schmied zu Gossensaß" namhaft machen, welches die Passionsgeschichte eines durch das Mägdlein des Schmiedes verhexten Bauernsohnes darstellt und zu Nutz und Frommen vieler Leidensgenossen erzählt, wie der Unglückliche durch die Befolgung des väterlichen Rathes, er solle sich vom Pfarrer in der Kirche vor dem Altar den Teufel austreiben lassen, doch müsse ihm dabei die Urheberin des Spukes zur Seite stehen, um ihm seine Bürde mittragen zu helfen, entzaubert wurde.

Sogar hell lodernde, flammende Leidenschaft ist seiner Natur nicht versagt, wie der Cyklus der stürmischen Lieder an Emma zeigt, welcher dadurch gezeitigt wurde, dass ihre Eltern dem armen Studenten das Haus verboten und sein geliebtes Mädchen mit Argusaugen bewachten. Indem er von Emma trotz des energischen Vetos der Eltern nicht lassen will und ihr seine brennende Liebe in den glutvollen Versen:

Aus meinem Herzen soll die Liebe blühen
Wie an des Lavaberges heißen Räumen
Der wilden Rebe volle Beeren,
Dass die Pokale von dem Feuer schäumen

betheuert, erbringt er einen glänzenden Beweis dafür, dass er auch ein Heißsporn sein kann, der unter Umständen sein Gleichgewicht verliert. Und welch sprühende Worte weiß er der Liebesinbrunst in der letzten Scene des zweiten Actes der „Tarquinier" zu leihen!

Das Jahr des Freiheitsrausches fand ihn als führenden Geist in der Wiener Studentenlegion. Die Märztage sahen ihn unter den tapfersten Kämpfern, und doch errang er im tollen Wirbel der Revolution den Doctorgrad und hatte den Kopf klar genug, um seine Aufmerksamkeit dem Treiben der großitalienischen Propaganda zuzuwenden, die in Südtirol mit der Absicht conspirierte, das Land bis über den Brenner Italien anzugliedern. Die Garibaldianer bedrohten schon die Grenze, da vereinigte Adolf Pichler, der frischgebackene Doctor der gesammten Heilkunde, eine Anzahl junger Tiroler um sich, zumeist Studenten, die aber mit dem Stutzen umzugehen verstanden, und zog mit dieser akademischen Schützencompagnie als deren gewählter Hauptmann zu rechten Heldenthaten aus, die ihm nicht nur in der Form eines hohen Ordens und des Adels den Dank seines Kaisers gebracht, sondern auch seinen Namen in die Geschichte Tirols gesetzt haben an die Seite eines Hofer und eines Haspinger, der, ein 72jähriger Greis, als Feldprediger Pichlers Schar begleitet und sie immer neu befeuert hatte durch die Erinnerung an die Heldenkämpfer von 1809, deren Begeisterung vordem ebenfalls sein Flammenwort und sein tollkühner Muth angefacht hatten.

Im November 1848 erlangte Pichler eine Stelle am Innsbrucker Gymnasium, wo er bis 1867 lehrte. In diesem Jahre wurde er, da seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Entdeckungen ihm einen ehrenvollen Namen unter den Alpengeognosten eingetragen hatten, zum Professor der Mineralogie und Geologie an der Innsbrucker Universität ernannt. So wirkte er ein halbes Jahrhundert in der Hauptstadt Tirols im Dienste der Dioskuren Wahrheit und Dichtung. Er fühlte sich glücklich in dem Lande, welches eine starke Natur und einen starken Stamm in sich birgt, und von dem aus er die deutsche Dichtersehnsucht nach Italien so leicht befriedigen konnte, während ihm die grünende Alpe, nach der ihn seine Wissenschaft häufig zog, die prächtige Zeit Homers vorzauberte. Das Hirtenleben auf Ithaka wird hier zur unmittelbaren

Gegenwart; dem göttlichen Eumäus wird in der Gestalt des urwüchsigen Senners eine fröhliche Auferstehung zutheil.

Trotzig und ungebeugt ragt auf mächtiger Felswand im Wolkengrau die knorrige Wettertanne. Zwar rauscht zornig die Windsbraut, der Blitz splittert zuckend die Äste herab, doch sie harrt ruhig, bis das Licht wiederkehrt. Ihr thut es der Dichter gleich, welcher sich durch zerronnene Hoffnungen und bittere Enttäuschungen nicht entmuthigen lässt. Sturmumbraust erklimmt er die himmelanstrebenden Berge, welche mit funkelndem Eisschild die breite, gewaltige Brust decken, er genießt mit Ehrfurcht ihre heilige schweigende Einsamkeit und stimmt seine dem Edelweiß vergleichbaren „Hymnen", welche in drei Auflagen (1855, 1857 und 1897) erschienen sind, auf den höchsten Spitzen an. Flammende Begeisterung trägt seinen stolzen, unabhängigen Sinn, der sich nur vor dem ewig waltenden Geiste neigt, auf freien Fittigen über Lug und Wahn zu Bildern unvergänglicher Schönheit, deren Anblick ihn über das irdische Leid erhebt und in seine Seele das Saatkorn senkt, aus welchem die Wunderblume der Zufriedenheit sprießt. Wir begreifen vollkommen, dass die „Hymnen" seinen ehemaligen Innsbrucker Professor Alois Flir so entzückten, dass er, hätte er sie neben Lorbeersträuchern gelesen, von diesen ein Blatt gepflückt und es dem Dichter als Antwort gesandt hätte. „Grüße mir den Adolf," schrieb er seinem „innigstgeliebten" Sebastian Ruf aus Rom am 3. November 1857, „und sage ihm, ich beschwöre ihn, der Poesie sich ganz zu ergeben! Er ist Poet."

Die „Hymnen" erinnern durch ihre erhabene Einfachheit an die Meisterwerke der Griechen, bei denen unser Dichter sein Lebenlang in die Schule gegangen ist, welche dem Jüngling leuchteten und den Mann erquickten, wenn er verdrossen durch den Schlamm des Tages watete. Sie sind jedoch beileibe keine blinden Nachahmungen der Antike, sondern:

> Köstliches Obst fürwahr; es entsprang germanischem Schlehdorn,
> Den mit classischem Reis kundige Gärtner gepfropft.

Sie haben weder nach Stoff noch, da die Dreigliederung der Strophen auch bei den Minnesängern vorkommt, nach Form etwas mit den Hymnen Homers und Pindars gemein, wie denn überhaupt sein an den classischen Idealen genährtes Gefühl für die Wesenheit der Kunst sich nur in dem ästhetischen Gepräge seiner Dichtungen bekundet. Der Silbenfall und das Maß ergeben sich ihm stets mit dem Inhalte, und dieser ist in dem Sinne modern, dass der Dichter nicht etwa wie eine Kartoffel in seiner Zeit steckt, vielmehr sich wie ein Baum über

sie erhebt und mit den Wurzeln für die Blüte und Frucht Saft aus ihr saugt.

Sehr vortheilhaft stechen von dem Stile der „jetzt beliebten rhetorischen Janitscharenmusik" die Elegien und Epigramme „In Lieb' und Hass", welche 1869 das Licht der Welt erblickten und 1898 in zweiter vermehrter Auflage erschienen, durch Einfachheit ab. Pichler versteht sich meisterhaft auf das Lieben und Hassen, denn, wie er mir einmal aus Barwies schrieb:

Wer nicht kräftig hassen kann,
Kann nicht kräftig lieben,
Niemals ohne Gegenpol
Ist ein Pol geblieben.

In der ersten Hälfte des Buches erkennen wir den tiefernsten Dichter der „Hymnen" gar nicht mehr. Während er in diesen den Staub der Erde vom Fuße schüttelt und sich mit dem Unendlichen durchdringt, sitzt ihm hier Eros als Schalk im Nacken. Er schäkert launig mit schönen Mädchen, wirbt sie als Priesterinnen des heidnischen Gottes und demonstriert ihnen, dass sein Lebenlang ein Narr bleibt, wer nicht liebt Wein, Liebe und Gesang. Reizend ist das Sprüchlein „Ein verdorrter Myrtenkranz":

Langsam bräunt sich der Kranz mit zierlichen Träubchen der Myrte,
Und das seidene Band, welches ihn schmückte, verblasst.
Auch die Stirn, die er einst umwand am Tag der Vermählung,
Wird, durchfurcht von der Zeit, tragen das Silbergelock.
Aber das Herz bleibt frisch, nie wechselnd in Lieb' und Treue,
Treibt es bis an die Gruft Blüten um Blüten hervor.

Als drolliger Situationskomiker entpuppt sich Pichler in den Gedichten „Der Hund" und „Der Regenschirm". Von sarkastischem Witz spricht „Der Lehrer", in welchem der strenge Weltenrichter über die arme Seele eines deutschen Lehrers das Urtheil fällt:

Was? Schullehrer und Deutscher dazu? Zwar ist es nicht Sünde,
Aber ein Unglück doch, wem es auch immer geschah.
Dort in Elysiums Flur, dort sei auf ewig gebettet —
Deutscher und Lehrer dazu! Wahrlich, Du büßtest genug.
Dass Dir aber gewiss der Himmel werde zum Himmel:
Was Du erlebt, vergiss, trinkend letheische Flut!

Freilich mischt sich in den Frohsinn gelegentlich der Ernst. Er feiert seinen Freund Sebastian Ruf, den das Kreuz nicht nur auf dem Gewande, sondern auch in der Seele tragenden Kaplan der Irrenanstalt in Hall, der als Verfasser geistvoller und gründlicher psychologischer

und historischer Werke bekannt ist; er windet duftige Todtenkränze dem Freiheitssänger Johann Senn, einem der edelsten Opfer des vormärzlichen Österreich, sowie seinen „liebsten Trautgesellen" Adolf Purtscher und Christian Schlechter und gedenkt wehmüthig des Fräuleins Marie Engl, der Tochter eines ihm befreundeten Rechtsgelehrten. Sie war 1860 in Salzburg geboren, widmete sich in Innsbruck dem Lehrfache und erhielt 1883 eine Stelle an einer dortigen Mädchenschule. Anderthalb Jahre vor dem Hinscheiden Corneliens, am 14. Januar 1882, war es dem Dichter vergönnt, sie kennen zu lernen. Gestalt und Gesichtsausdruck erinnerten ihn an die Sappho in Raphaels „Disputa". Sie brachte ihm lebhaftes Interesse entgegen und legte ihr feines Verständnis für ihn in Prosa, in Versen und in der sinnigen Blumensprache, die sie meisterhaft beherrschte, an den Tag. So sandte sie ihm einmal in einem Körbchen einen Kranz von weißen Rosen, der einen scharfen schwarzen Rettig umgab. Dabei fand sich das Distichon:

Nimm die beiz'nde Kost, schmackhaft, voll kräftiger Würze!
So vergelt' ich Dir, Freund; nicht missdeute das Bild!

Leider ward ihre helle Seele im Jahre 1895 umnachtet. Der Tod erlöste sie am 19. März 1896 und hinterließ Pichler die elegische Erinnerung an ein edles Mädchen, wie sie nur selten auf dieser Erde geboren werden. Er brach in die erschütternde Klage aus: „Sie war mir wie der Epheu, der sich an einem morschen alten Stamm emporrankt. Nun habe ich abgeschlossen; das Schicksal wird kein solches Wesen mehr in meine Nähe führen. Cornelia! Maria! — wie wenig Leute ahnten zu Innsbruck, durch dessen Gassen Ihr täglich wandeltet, etwas von Eurer geistigen Höhe!"

Nachdem er in mehr oder minder fein geprägten, mehr oder minder individualisierenden Epigrammen den großen Künstlern und Dichtern sämmtlicher Nationen und Zeiten, welche er mit seinem mächtigen Geiste umspannt, seine Huldigung dargebracht, tritt der Hass in seine Rechte. Er schwingt die Geißel über „gewisse Leute", welchen die Dressur alles verleiht, die Natur alles versagt. Im Individuum wird jedoch zugleich die Gattung getroffen. Er hat es nicht sosehr auf einzelne Persönlichkeiten, als auf bestimmte Richtungen abgesehen, welche die Kunst und die Natur auf den Kopf stellen.

Pichler hat einmal als Student die prophetischen Worte niedergeschrieben: „Ein fremder Soldatenkaiser, der Napoleon, hat den Deutschen die kleinen Herren mit eisernen Besen weggefegt, nur ein

deutscher Soldatenkaiser kann das deutsche Reich gründen." Die Geschichte hat ihm rechtgegeben. Und wie er zu Deutschland in den bösen Tagen seiner Zerklüftung blutenden Herzens treu gehalten hat, so besingt er in den „Marksteinen" in Trutzliedern von echter Tiroler Art den Sturm des denkwürdigen Jahres 1870. Er jauchzt mit über die Siege der glorreichen deutschen Armee, er frohlockt, dass Gott dem Franzosenkaiser die Mähne des Stolzes versengt und mit Staub ihm die Zähne gefüllt hat, er verfolgt alle Stadien des furchtbaren Ringens mit leidenschaftlicher Theilnahme, er „trägt in Qualen eines langen Winters Nacht" und sieht mit Entzücken, dass die Sagen vom Untersberg, vom neu erstandenen Kaiser endlich Wahrheit werden. Wie aber des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen zutheil ward, so wird sein Jubel über die bewunderungswerte Wiedergeburt Deutschlands dadurch getrübt, dass die Tiroler Schützen nicht den Brüdern zum Gruße die Fahne Hofers entrollen, nicht an ihrer Seite marschieren, kein frisches Ruhmesblatt in die Annalen ihres Landes einfügen durften. Dieses starke nationale Empfinden hat er sich in das Alter hinübergerettet, es ist in den späteren Werken um nichts schwächer geworden.

Rührung muss jeden guten Deutsch-Österreicher übermannen, wenn er in den „Neuen Marksteinen" den Zaggler Franz über die Ereignisse des Jahres 1866 also klagen hört:

Angstvoll sah ich zu.
Mir war, als säh' ich in dem Schlachtgewitter
Die Nemesis; was die Jahrhunderte
Zu Wien gesät, man hat es dort geerntet!
Doch ward nur düstrer noch mein Sinn; wir lagen
Zerworfen, überwunden auf dem Feld,
Wenn auch das ehrne Recht der Weltgeschichte
Vor mir am Himmel stand in Flammenschrift!
Voll Schmerz sah ich den deutschen Kaiseraar
Von Wien, wo er Äonen fast gehorstet,
Mit stolzem Fluge fort nach Norden ziehn
Und unsre Zukunft tief in Nacht versenkt.

Er fühlt sich aber auch eins mit ihm in dem Enthusiasmus, mit welchem er die Wiederauferstehung des deutschen Reiches preist. Höher schlägt dem philosophierenden Bauer das Herz, da er der Zeit gedenkt, in welcher das deutsche Volk dem Phönix gleich der Asche uralter Schmach entstieg, denn er braucht ein Volk, um sich als Mensch zu

fühlen. Ein bitterer Wermutstropfen nur fließt ihm in den Freudenkelch:

Dass nicht auch auf dem Kamme der Vogesen,
Nicht vor den stolzen Wällen von Paris
Die Fahne Hofers flatterte! Dass nicht
Vergönnt mir war, den Stutzen dort zu laden
Und mit dem heißen Blei der Tricolore
Aus unsern Bergen einen Gruß zu bieten.

Pichler verzehrt sich vor Sehnsucht nach der Wiederkehr glorreicher Tage für sein Heimatland; er kann es nicht verwinden, dass dessen Ruhm wie Abendroth entschwand, und flüchtet darum gerne von der Gegenwart in die heroische Zeit, in welcher Tirol sich selbst übertroffen, die Tiroler heldenmüthig wie die Makkabäer fochten. Es erhellt dies aus seinen epischen Dichtungen, in denen sich sein Genius vorwiegend offenbart. Mit ihrer satten Localfarbe und den großartigen landschaftlichen Bildern strotzen sie von einfacher und energischer Schönheit. Sie sind durch und durch originell und können nicht an den Erzählungen anderer gemessen werden, denn sie haben mit ihnen keinen Zug gemein. Sie sind ganz und gar Eigenbau und tragen ihren Maßstab lediglich in sich selbst. Sie haben ein echt realistisches Gepräge, sofern der Dichter in ihnen in den Hintergrund tritt, sich auf die Rolle des Zuhörers beschränkt und die handelnden Personen dem ihnen eigenthümlichen Wesen, ihrer Art und Anlage gemäß denken, fühlen und wollen läſst, wodurch die Erzählungen den Reiz der Unmittelbarkeit erhalten. Ein warmer, inniger Hauch aus dem Gemüthe des Volkes lagert sich über sie. Die Gestalten, welche Pichler in knappen Umrissen mit der Präcision des Naturforschers uns vorführt, bewegen sich nicht auf der breiten Heerstraße, sie sind nicht von der sogenannten Bildung, deren Bedürfnissen die Mode genügt, angekränkelt, sie sind vielmehr schlichte, kernige, ungekünstelte Tiroler, Menschen von echtem Schrot und Korn und unverfälschter Ursprünglichkeit, welche die Tiroler Volksseele plastisch veranschaulichen. Sie stimmen zu der trotzigen, unentweihten Natur, welche sie umgibt, und welche, während sie sie einerseits fast zur Staffage herabdrückt, sie andererseits auf ihre eigenen Füße stellt. Pichler malt gleich dem Titelhelden der Erzählung „Der Teufelmaler", welche eine treffliche Satire auf die modernen Kunstjünger ist, Bilder der Landleute, deren Bekanntschaft er macht, wenn er das Gebirge auf ungebahnten Pfaden durchstreift, um wie ein Cyklop mit dem Hammer auf das Gestein zu schlagen — nicht Modelle.

Der Hammer ist sein Lebenswerkzeug, er gehört in sein geistiges Wappenschild. Wie er zeitlebens an die Felsenrippen seiner Berge gepocht hat, so klopfte er auch die Brust der Bergbewohner nach ihrem Herzpulse ab, nach den Gold- und Quarzadern ihres Wesens. Als den Mann mit dem Hammer kannte ihn sein Volk, es suchte für ihn Ammoniten und Petrefacten, und indem es dem Gelehrten diese Schätze brachte, bot es dem Poeten zugleich die eigene Urwüchsigkeit zur Durchforschung, und oft machte ihn das Menschliche dem Steine abwendig, siegte über den Geologen der Dichter.

„Der Student" führt uns zum Theile in das große Jahr 1809 zurück, und „Der Todtentanz" spielt ganz in ihm. Der Rahmen dieser fein abgestuften, den Gegensatz zwischen ausgelassener Lust und herandunkelnder Todesnoth höchst wirksam herausarbeitenden Erzählung ist ein Sonntagsabend in dem Wirtshause von Sineben. Die Serlos, ein dreigipfeliger Berg, dessen steile Kalkschroffen sich hinter Mieders erheben, schimmert im letzten Roth, die Abendglocke ist verklungen, Burschen und Dirnen schäkern miteinander. Zu ihnen gesellt sich der greise Mesner mit einem alten Invaliden, welcher ihn daran erinnert, dass er vor 63 Jahren an demselben Tage und in derselben Stunde zum Todtentanze die Geige gestrichen und er selbst dazu die Flöte geblasen habe. Darauf erzählt der Mesner, wie in dem „Larchet" die Vorhut der Franzosen „blau wie Flachs" stand. Jenseits im Greutach wartete Purtscheller mit seinen Compagnien aus dem Stubai auf eine Gelegenheit, mit den Feinden aufzuräumen. Eine solche bot sich jedoch nicht, da zwei Haubitzen drohend die Wacht hielten. Da schafften die Mädchen Rath. Alle bis auf eine, des Mesners Schwester, welche in einen französischen Corporal verliebt war, „klopften" einen geschickten Plan aus und vertheilten die Rollen. Ein Tanz wurde im Freien veranstaltet. Die Mädchen hatten sich zu demselben aufs schönste herausgeputzt und waren lustig und guter Dinge. Doch war ihre freudige Erregung nur Verstellung, wie die der Judith in der heiligen Schrift. Die Franzosen drängten sich zu der Unterhaltung, obwohl sie nicht geladen waren. Als ungebetene Gäste mussten sie dann auch erdulden, was über sie ergieng. Tanz und Gelage wurden toller, die Augen flammten schon von Wein und Liebe, und die Franzosen geberdeten sich bereits so keck, dass den Mädchen ängstlich zumuthe wurde. Allein die Stunde der Rache nahte! Die Schützen schlichen durch die zitternden Ähren immer näher heran. Als der Mesner dies gewahrte, spielte er wie rasend zum Tanze auf, damit

ihr Vorrücken nicht bemerkt werde. Da ertönte, kaum hörbar einem ungeübten Ohre, ein leises Knacken, die Tiroler spannten schon den Hahn. Der Messner geigte nun womöglich noch wilder darauf los, dass fast die Saiten barsten. Der Ungestüm des Tanzes und die Dreistigkeit der Franzosen hatten schier ihren Höhepunkt erreicht, als es durch die Nacht blitzte und ringsum krachte, so dass die Feinde sich auf dem Boden in ihrem Blute wälzten. Die Mädchen stoben auseinander und flüchteten durch die Gassen heim bis auf eine, des Messners Schwester, welche sich mit einem entsetzlich schrillen Schrei auf den todten Geliebten warf. Sie ward irrsinnig und vergieng langsam vor Herzeleid. Als der Messner am nächsten Morgen zu dem Tedeum aufspielen wollte, versagte die Geige; nur ein grelles Wimmern entrang sich ihr. Grauen erfasste ihn, er sprang vom Chore fort, eilte zu dem Sturzbache und schleuderte sein Instrument mit solcher Wucht in denselben, dass es in Splitter zerschellte. Er schließt die fein nüancierte Erzählung mit den Versen:

So war es einst vor dreiundsechzig Jahren
Und betet Ihr den Abendrosenkranz,
Dann bittet Gott, er soll bewahren Euch
Vor dem, was Eure Väter einst erlebt!

Als das Schönste, Reifste und Abgeklärteste, was Pichler je geschrieben, als die Krone seiner Schöpfungen prangt die tiefsinnige Dichtung „Fra Serafico", welche die erste Stelle in den im Jahre 1840 herausgegebenen „Neuen Marksteinen" einnimmt. Es existiert keine zweite deutsche Dichtung von so innerlich Dante'schem Charakter. Der ungemein dramatisch bewegte Prachtwurf ist ein wahres Cabinetsstück psychologischer Führung. Er ist ein hohes Lied der lauteren, uneigennützigen Nächstenliebe. Das Epos leitet diejenigen, welche ihr Leid durch ein Vergrößerungsglas sehen, von dem dünkelhaften Wahn besessen sind, dass kein menschliches Weh mit dem ihrigen einen Vergleich gestatte, und uneingedenk dessen, dass der Hass, der sie von der Welt zu trennen scheint, sie an die Welt knüpft, die Menschen fliehen und in dieser Weltflucht ihre Kräfte ungenützt liegen und verdorren lassen, gründlich ad absurdum, indem es ihnen das hehre, mächtig ergreifende Beispiel zweier in Ergebung und Entsagung dem Gottessohne nachstrebender Mönche, des Meisters Serafico und seines Jüngers Romeo, entgegenhält. Beide haben großes Leid erfahren, allein sie ziehen sich darum nicht wie eine Schnecke auf sich selbst und in sich

selbst zurück. Der Anblick des grenzenlosen Elends in der Welt entreißt sie der dumpfen Verzweiflung, schenkt sie der Menschheit wieder und lehrt sie das Schwerste, die Demuth. Sie überwinden die Welt, indem sie, sich im Unendlichen und das Unendliche in sich findend, in dem einen leben, der alles ist, und dieser eine, einzige ist Gott! Wie der heilige Franciscus von Assisi, der Held des elften Gesanges des „Paradieses", vertheilen sie ihr Hab und Gut unter die Armen und befleißigen sich in einem abgelegenen Apenninendörfchen mit reiner Heiterkeit der selbstlosen, von Glaube, Hoffnung und Liebe geschwellten, werkthätigen Hingabe an das leibliche und seelische Heil der armen und infolge ihrer drückenden Noth dem Laster leicht zugänglichen Bevölkerung. So entzünden sie in dem Banditenvölkchen den verglommenen göttlichen Funken. Hinreißend wird die Wandlung, die sich in Pietro, dem Typus des Räubers, vollzog, von ihm selbst beschrieben, da er unserem Dichter das Gepäck von der stillen Zelle bei Pistoja zum Bahnhofe trägt. Er war nach dem Tode des alten Serafico des Nachts zu der Hütte, in welcher nun Romeo waltete, hinaufgeschlichen, um ihn zu berauben, da er ihn noch immer im Besitze seines früheren Reichthums wähnte. Er fand ihn noch wach und forderte von ihm sein Vermögen, worauf der Mönch gelassen ihm die Schränke öffnete, welche Bücher, Kräuter, Pulver, Büchsen, aber kein blinkendes Gold enthielten. Doch plötzlich wich Pietro erschrocken zurück, denn der Mönch erfasste eine Pistole, welche in dem Gerümpel verborgen lag. Romeo indes beruhigte ihn, indem er sie ihm gab, und schärfte ihm ein, sich inacht zu nehmen, da sie geladen sei. Er wiederholte eindringlich die Warnung, nachdem er bei dem heiligen Beichtgeheimnisse dem Galgenstrick Stillschweigen über das Geschehene gelobt hatte. Dieser entsprang darauf unter höhnischem Lachen ins Dunkel, denn er konnte nicht glauben, dass die Pistole, welche Romeo ihm, dem eigenen Triebe gehorchend, ausgeliefert hatte, wirklich geladen sei. Um sich Gewissheit zu verschaffen, drückte er auf den Hahn, es folgte ein Knall, und die Kugel traf den Hut vor seiner Stirne. Durch die ihm dergestalt erwiesene Liebe wurde ihm die Binde von den Augen gerissen; er ward sich dessen inne, dass er bisher in einem Sündenpfuhle gelebt habe, und bereute es:

Mir war, als kehre sich der ganze Mensch
Urplötzlich um in meiner Brust. Ich riss
Mich wüthend bei den Haaren: Bestie!
Und gieng zurück. — Da schritt er durch die Thüre:

Das Licht in einer Hand trat er zu mir,
Die andere trug Salben und Verbandzeug.
Vor seine Füße warf ich heulend mich
Und schlug mit einem Stein an meine Brust. —
Gelassen lächelnd bot er mir die Hand:
„Pietro auf! Dank' allen Heiligen,
Dass sie die Kugel Dir vorbeigelenkt!" —
„Nimm mich, zerspalt' mir mit der Axt den Schädel!"
Rief ich zerknirscht. — „Die Rache ist des Herrn!"
War seine Antwort. „Die Pistole hier
Wirfst Du ins Wasser, wo's am tiefsten ist,
Dann kommst Du wieder!" — Zagend kam ich wieder,
Kein Ton des Vorwurfs lag in seinen Worten:
„Du bist ein braver Mann, sorgst für die Deinen;
Doch fehlt die Arbeit; in dem Steinbruch dort
Dingt der Besitzer Deinen starken Arm.
Nicht sollen Weib und Kind Dir müßig gehen;
Für einen kleinen Zins gibt Dir das Feld —
Siehst Du es dort? — der Pfarrer in den Pacht."
Wie war mir da! Die Zähren kugelten
Mir auf den Bart als wie ein Paternoster.

Die beiden entsagungsvollen Ärzte und Gottesmänner sind herzerquickende und wohlthuende Gegenstücke zu dem durch die Schule des Daseins zum Menschenverächter gewordenen „Hexenmeister". Der Dichter hat in ihnen sein Manneside al, das Ideal eines Lebenskünstlers gezeichnet. Und mit gerechtem Selbstbewusstsein stellte er sich durch den Mund des älteren altruistischen Asceten folgendes Zeugnis aus:

Trägt er (Adolfo) von unserm Orden
Das Kleid auch nicht am Leibe, trägt er es
Doch an der Seele schon!

Er verdient dieses Zeugnis, denn er erstrahlt in dem berückenden Glanze eines Mannes, welcher harmonisch wollend ins volle Ganze strebt. Ob er auch des Lebens bittere Schale fast bis auf die Hefe geleert hat, so hat er sich doch das schöne Gleichgewicht des Daseins gewahrt. Wenn äußerste Qual ihm die Seele bedrängte, trug er schweigend seine Last. Die Kraft wuchs ihm mit dem Schmerze, und unter den Leiden spross der Fittig, welcher durch den Nebel dringt. Und ist ihm der Glaube, welcher seine Jugend einst mit wunderbaren Märchen versüßt, ihn oft mit leiser Stimme wie ein Wiegenlied zur Ruhe gesungen und ihm im heißen Ringen die Stirne mit Engelsschwingen gekühlt hatte, wie Morgenthau in der Julisonne geschwunden, so wird ihm die Seele trotzdem weich und weicher:

Denk' ich zurück an diesen Kindergarten
Und seine Blumen. Gerne flecht' ich sie —
Noch immer des Unendlichen Symbole —
Mit stiller Wehmuth meinen Liedern ein.
Er schwand dahin! Doch nicht entgöttert ward
Die Welt mir, weil der Saraphime Chor
Dem Ohr kein Lied mehr tönen lässt zur Harfe.
Nicht bin ich gottlos, weil die Donnerstimme
Vom Sinai kein Echo mir erweckt;
Denn Gottes ist ja Erd' und Himmel voll,
Und göttlich ist, wer Mensch zu sein gelernt.
So ist des Daseins Kreis mir eng und weit,
Zum Unbegrenzten wird mir das Begrenzte,
Und dass der Kreis vollendet sei, verknüpft
Anfang und End' geheimnisvoll die Liebe.

Eine philosophische Begründung in der Form eines Mythos erhält dieses Glaubensbekenntnis in der schon erwähnten Erzählung „Der Zaggler Franz", welche darin gipfelt, dass der Schlüssel zu dem letzten Grunde des Daseins weder von der Philosophie, noch von dem naturwissenschaftlichen Monismus gefunden wurde, und dass nicht die Anhängsel des Wissens den echten Kern des Daseins bilden, sondern das, was wir innerlichst erlebt haben. Die Menschheit ist für immer in einer hohlen Kugel eingeschlossen, deren Wand von Erz und nimmer zu durchbrechen ist, daher alles Lebens Fülle nur symbolisch erfasst werden kann.

Das Epos, welches eine seltene Frische und Naturwüchsigkeit zur Schau trägt, birgt einen Hymnus auf des Dichters Heimat, das einen leuchtenden Smaragd im Ehrenkranze Tirols bildende Unterinnthal, und deren kernigen Menschenschlag, ihre harmlos-heiteren, vollsaftigen Söhne und ihre milden, treuen und dabei schalkhaften Töchter. Einen eigenthümlichen Reiz erhält das Poem durch die farbenprächtige Einleitung, in welche gleich Tannenzweigen an einer Festhalle etliche viel gesungene Schnadahüpfeln verwoben sind, an die sich Knittelverse reihen, wie sie die Volksdichtung noch immer gerne verwendet. Sie bewegen sich flott im singenden Dreivierteltakt. Die Erzählung selbst schreitet in fünffüßigen, frei behandelten Jamben ruhiger fort. Um den ernsten Inhalt auszugleichen, schließt das Gedicht wieder mit Knittelreimen.

In dem die tollsten Sprünge machenden „Faschingsmärchen" von dem ungeschlachten Riesen Ecke nimmt Pichler zu den wichtigsten Zeitfragen Stellung. Ich kann es nicht besser charakterisieren, als wenn

ich den vom 5. Februar 1894 datierten Brief des Fräuleins Marie Engl an den Dichter reproduciere. Er lautet: „Heute habe ich Ihren Ecke wieder gelesen, ich habe Thränen gelacht und geweint — beides! Das Gedicht ist das Werk eines Geistes, der durch alle Wasser gefahren und allen Stürmen getrotzt, eines Geistes, der vom selbsterrungenen hohen Standpunkte klare Umschau genießt über das Weltgewirr und Menschenleben. Mit ruhigem, doch schneidendem Witz zeichnen Sie markierte Skizzen; Sie wahren dabei jene Heiterkeit und jenen Humor, der nur solchen zueigen ist, die im stillen Frieden weit über dem Getriebe der wilden Jagd des Zeitgeistes stehen." Es ist bezeichnend für Pichlers politische Gesinnung, dass er den greisen Kaiser Karl nach der Verabschiedung des eisernen Reichskanzlers unwillig von Berlin nach dem Untersberg zurückkehren lässt, da nunmehr statt der Thaten leere, hohle Worte üppig in die Halme schießen.

Im Jahre 1896 wartete Pichler mit „Spätfrüchten" auf, die indes keine Spur der 76 Jahre verrathen, welche er zurückgelegt hat. Der Geist der Jugend, welcher der Geist der Entwicklung ist, schwebt über ihnen. In der ersten Abtheilung „Aus den Todtentänzen" führt er uns den blassen Tod in seinen bunten Formen vor. Das memento mori erklingt in verschiedenen Tonarten. Weichheit, milder Ernst, herbe Strenge, heiliger Zorn, drastischer Humor, feine Nadelstiche und beißende Satire wechseln miteinander ab. Die zwei nächsten Abschnitte sind „Vorwinter" und „Arabesken" überschrieben. Es sind meist kurze Gedichte, keines eigentlich lyrisch, fast alle lehrhaft, häufig im Gewande der Fabel, die dann regelmäßig in einen wuchtigen Hieb ausläuft. Das Bewusstsein der Zeit wird in ihnen lebendig, und der Gesang des Verfassers erschallt wie von einer Äolsharfe, welche den lauten Sturm verhöhnt, weil ihre Saiten aus Stahl sind. Wovon das Herz voll ist, davon geht ihm der Mund über. Der hehre Moment, welcher gewaltige politische, ethische, sociale und ästhetische Probleme aufgewirbelt, findet ein so kleines Geschlecht, dass der vielbewunderte Meister der Form, der im vertrauten Umgange mit den Werken der bildenden Künste diesen das Maß abgelauscht hat, in seiner Entrüstung oft der Form nicht achtet, wie ein ungestümer Wildbach schäumt und tost, derb und rücksichtslos, wie es Tiroler Art heischt, das allgemein Menschliche als das Bestiale brandmarkt und sich den Erzengel Michael zum Vorbilde nimmt, welcher den Teufel nicht etwa gebeten, den Himmel zu verlassen, sondern ihn mit Füßen getreten hat. Er möchte eben einen Orkan entfesseln, welcher das „welke Gerümpel" hinwegfegt

und mit urkräftigem Wehen aus den Ruinen ein neues, frisches Leben keimen macht. Dass da die leichtblütigen Phäaken und Phäakinnen an der Donau, welche durch ihre Denkfaulheit, die sie euphemistisch die höhere Gemüthlichkeit nennen, die Rückentwicklung Österreichs verschuldet und es auf dem Gewissen haben, dass die großen Zeiten für Wien vorüber sind, nicht gerade Schönes zu hören bekommen, versteht sich von selbst. Den vierten Abschnitt bilden „Sprüche“, welche mit Dornen und Disteln überreich gespickt sind.

Wie die „Spätfrüchte“ mit Todtentänzen beginnen, so lassen sie zum Schlusse eine bunte Reihe von Gestalten an uns vorübertanzen, welche, durch den Lärm der Welt und den im eigenen Busen wogenden Aufruhr betäubt und verwirrt, ein verfehltes Dasein führen. Mit diesem Reigen, in dem es donnert und blitzt, wird nämlich die gefällige Idylle „Der Jörgel vom Lahnsteig“ eingeleitet, welche nach den herben Kampfesweisen wie eine versöhnende Friedensbotschaft klingt. Auch hier bricht indes eine trübe Stimmung durch. Der Dichter kann es sich nicht versagen, dem unglücklichen Hohenstaufenjüngling Konradin, den Karl von Anjou, eine der scheußlichsten Persönlichkeiten des Mittelalters, hinrichten ließ, eine Todtenklage zu weihen und über Papst Clemens, dessen Bahn ihn in das Verderben getrieben, die Schale seines Zornes auszuschütten.

Und nun gehen wir zu Pichlers Prosa über. Im Jahre 1867 veröffentlichte er Erzählungen unter dem Titel „Allerlei Geschichten aus Tirol“, welche sich 1897 eine zweite Auflage erfuhren. Die meisten Kritiker glaubten, er habe seine Stoffe dem Leben nur nacherzählt; einer rühmte sogar seine Geschicklichkeit im Photographieren. Man hat unserem psychologischen Wurzelgräber damit bitteres Unrecht gethan. Die Geschichten wurden voll aus der Natur gedichtet; sie sind nach Form und Inhalt durchaus freie Erfindungen, von der objectiven Natur genommen und von der subjectiven Natur zurückgegeben. Sie sind aus der Vereinigung seines durch die Naturwissenschaft geschärften Wirklichkeitssinnes, welcher nicht an den Dingen hingleitet, bloß dieses und jenes auffallende Merkmal berührt, sondern gleichsam die Dinge betastet, ihre Kennzeichen umfasst und zerlegt, und seiner künstlerischen Phantasie, welche mit den denkbar einfachsten Mitteln arbeitet, hervorgewachsen. Thatsächliches ist selten eingeflochten und dann ganz untergeordnet. Die geschichtlichen Personen geben nichts anderes als Motive, und so mancher Zeitgenosse blieb und bleibt Nebenfigur, welche durch ihr Auftreten zur Wahrscheinlichkeit der Gesammtcomposition beiträgt. Es er-

scheint freilich im Hinblicke darauf, dass die Gestalten kraftvoll, plastisch und lebenswahr gezeichnet sind, begreiflich, wenn sich manche Leute der dargestellten Personen erinnern wollten und meinten, Pichler habe da und dort die Namen geändert, um die Leser irrezuführen. Diese Lebenswahrheit verschaffte dem Dichter den Triumph, dass Unterinnthaler Bauern, denen das Büchlein zufällig in die Hände kam, es lobten und trotz des hohen Preises kauften.

Den „Allerlei Geschichten aus Tirol" reihen sich die „Jochrauten" (1897) und die „Letzten Alpenrosen" (1898) würdig an. Die neuen Erzählungen begegnen sich mit den früheren darin, dass sie nicht Dorfgeschichten im gebräuchlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr Sittengemälde, Volksgeschichten von culturhistorischer Tendenz sind, welche angesichts dessen, dass in den Bergen Tirols der Strom einer jungen Zeit von Tag zu Tag gewaltiger flutet, den Zweck verfolgen, Typen kerniger, stämmiger Vollbluttiroler vom alten Schlage, der im Aussterben begriffen ist, festzuhalten, das Bild einer nahen Vergangenheit aufzufrischen. Als Volksgeschichten will der Dichter seine Erzählungen aufgefasst haben, und er hat dazu ein gutes Recht, denn er schürft als Psycholog die tiefsten und aufklärendsten Stellen der Volksnatur auf, und wer Tirol und Tirolerthum verstehen will, der muss es sich von Pichler deuten lassen.

Um diejenigen eines Besseren zu belehren, die behaupten, dass er nur über Durtöne verfügte, führe ich aus der großen Zahl der Erzählungen den „Einsiedler" an, in dem sich von dem blutrothen Hintergrunde der tirolischen Befreiungskämpfe ein zartes und anmuthiges Idyll abhebt. Die Erzählung behandelt eigentlich die Geschichte zweier Einsiedler, von denen der eine, Bruder Michael, der sich aus dem Abgrunde der Sünde auf dem harten Pfade der Buße zu der Höhe eines Fra Serafico emporgeschwungen, bis zu seinem rühmlichen Ende ein Einsiedler bleibt, während der andere, Jodok Rumpler, dem Zuge seiner ihn von Kindheit auf begleitenden Neigung zu des Zöllners Tochter folgend, sich aus einem „Oasiedl" in einen „Zwoasiedl" verwandelt.

1896 hat Pichler eine Sammlung von zehn gediegenen Aufsätzen in einem Buche vereinigt, dem er den Titel „Kreuz und quer" gegeben hat. Er beschreibt darin mehrere zu Studienzwecken unternommene Streifzüge und entfaltet dabei die überraschende Vielseitigkeit seines Wesens. Er spricht nicht nur als Mineralog und Geolog zu uns, sondern er lässt es auch nicht an geschichtlichen, geschichtsphilo-

sophischen, ethnographischen, literarhistorischen, ästhetischen und volkswirtschaftlichen Betrachtungen und Anregungen fehlen. Und er schildert Land und Leute so malerisch und anschaulich, dass man sie förmlich vor sich zu sehen, mit den Händen greifen zu können glaubt. Als Motto hätte er fürwahr dem Buche sein Epigramm voranstellen dürfen:

Fassen als ganz musst Du, erfassen auch als lebendig,
Was lebendig Natur stellt vor das Auge Dir hin!

Dieser so vielseitige Poet, der in gleicher Weise den Lerchentriller des reinen Liedes meisterte wie das Wogenrauschen des epischen Gedichtes, der lustig spottete und boshaft lachte, der weise belehrte und vom schlichtesten Bauer lernte, indem er an seinem Wesen das ihm Ureigene aufspürte, der in wahren Musterstücken der Erzählungskunst eine Gallerie von Originalnaturen porträtiert und durch ein Drama „Die Tarquinier" die Bewunderung des Titanen Hebbel erregt hat — dieser Goldgräber auf dem Parnass war durch Decennien nur von einem erlesenen Kreise gekannt. Der Einsargung bei lebendigem Leibe hat ihn erst die schöne und dabei wohlfeile Gesammtausgabe entrissen, die vor einigen Jahren von dem Berliner Verlag Georg Heinrich Meyer veranstaltet wurde. So ist er spät, aber doch allgemein anerkannt worden. Mit Stolz konnte sich der greise Jüngling vor etwa zwei Jahren an seinem achtzigsten Geburtstage sagen, dass er der Weltliteratur angehöre. Wir freuen uns aus vollem Herzen, dass sich die in der 21. Hymne vorkommende Strophe:

Eine Thräne zu weinen,
Menschlichen Schicksals denkend, geziemt wohl;
Was er gesucht, wird manchem erst bei den Schatten,
Liebe widmet den Kranz für die Bahre oft,
Und den Lorbeer erlaubt spät der Neid;
Doch den meisten spendet der Tod auch dies nicht —

an ihm nicht bewahrheitet hat.

An dem Grabe des Altmeisters danken wir dem Schicksal dafür, dass es ihm vergönnt war, sein in der letzten Spätfrucht, dem „Abschied", gegebenes Versprechen einzulösen, dass sein Saitenspiel nicht verstummen werde —

Bis aus der Brust der letzte Odem zieht,
Bis dieses Herz, das viel und schwer geduldet,
So viel geduldet! endlich ruhig steht.

Pichler war, wie schon erwähnt, nicht nur Dichter. Um ihn in seiner vollen Größe und ganzen Kraft zu schätzen, muss er auch in seiner rühmlichen Thätigkeit als Forscher betrachtet werden, und

als solchen hat ihn ein einstiger Schüler, Professor K. W. Dalla Torre in Innsbruck, in einer 1899 erschienenen kleinen Schrift „Professor Dr. Adolf v. Pichler als Naturforscher" (Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1899) gewürdigt. Von ihm erfahren wir unter anderem, dass Pichler einer der ersten war, welcher nach Errichtung phänologischer Beobachtungsstationen in Österreich-Ungarn im Jahre 1856 in die Reihen der Beobachter eintrat, und dass er sehr bald nach Veröffentlichung seiner Erstlingsarbeit 1857 zum correspondierenden Mitgliede der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien ernannt wurde. Von den Jahren 1853 bis 1862 war er als Fachdirector der botanischen, von 1862 bis 1869 als solcher der mineralogischen Abtheilung des Museums Ferdinandeum in Innsbruck thätig, das ihm gar manche seltene Spende, gar manches Unicum zu verdanken hat. Dalla Torre schließt seine Monographie folgendermaßen: „Wenn es endlich vielfach als eine wissenschaftliche Ehrung angesehen wird, den Namen eines Forschers mit einer neu entdeckten Thier- oder Pflanzenart verbunden zu wissen, so ist unserem Pichler auch dieses Zeichen wissenschaftlicher Wertschätzung mehrfach zutheil geworden. Da gibt es eine Arca Pichleri Guemb. (Kössener Schichten), Astropecten Pichleri Woehrm. (Cardita-Oolithe), Daonella Pichleri Guemb. (Monotis-Bänke), Lima Pichleri Zitt. (Gosauformation), Nautilus Pichleri Hauer (alpin. Muschelkalk), Rhynchonella Pichleri Bittn. (St. Cassianer Schichten), Streptorhynchus Pichleri Stache (Bellerophon-Kalke Südtirols), Tanalia Pichleri Hoern. (Kreideformation) u. a. m. Auch eine Lamellibranchiaten-Gattung der alpinen Trias von St. Cassian wurde ihm von Dr. A. Bittner in Wien zubenannt und trägt den Namen ‚Pichleria'."

Wahrlich, Du hast es verdient: Te saxa loquuntur!

Beiträge zur inneren Geschichte der Türkei im 19. Jahrhundert, speciell Albaniens.

(Schluss.)

Von Prischtina wurden die Truppen nach Djakova und Prizren geführt; diese Bezirke hatten sich dem Aufstande nicht angeschlossen; die Truppencommandanten nahmen einige als Oppositionshäupter bekannte Persönlichkeiten fest und verfügten überall die Aushebung

von Recruten. Sodann wurde das Hauptquartier nach Tetovo verlegt; von hier aus unternahm General Haireddim Pascha eine Expedition nach Dibra und Matia, in deren Verlauf er blutige Kämpfe zu bestehen hatte. Die compromittierten Führer der Dibraner flüchteten nach Scutari, um von da das Ausland zu gewinnen; sie wurden jedoch in Scutari festgenommen.

Der erbliche, feudale Gouverneur von Dibra, Hakki Pascha, aus der Familie der angestammten Pascha von Dibra, wurde bei dieser Gelegenheit aus Dibra entfernt; obwohl er bei Einrücken der kaiserlichen Truppen auf ihrer Seite stand, wurde er trotzdem beschuldigt, im geheimen die Widerspenstigkeit der Albanier gegen die Constantinopler Regierung geschürt zu haben; er wurde am 28. October 1844 verhaftet und nach Constantinopel abgeführt.

In Dibra wurden Recruten ausgehoben, und es wurde für alle Bezirke mit Ausnahme Scutaris die Entwaffnung anbefohlen. Der inzwischen eingetretene Winter machte weiteren Operationen ein Ende.

Im Jahre 1845 gerieth der Bezirk von Djakova in Aufruhr; das Jahr zuvor hatte der Rumili Serasker das Waffentragen verboten, der Bezirk wollte sich jedoch dem Verbote nicht fügen, und die Malissoren (Gebirgsbauern) sammelten sich unter Führung ihrer Chefs Binak Ali und Sokol Aram; der Aufstand dehnte sich aus auf die Landschaft Reka und auf die Stämme Bitutsch, Gaschi, Tropoja und Krasnitsch.

Der Rumili Serasker bekämpfte diese Erhebung hauptsächlich mit den Irregulären, welche die übrigen Bezirke Albaniens stellen mussten; es waren circa 3000 Mann aus Scutari, vorwiegend katholische Malissoren der Stämme Hoti, Schkreli, Kastrati, Retschi, Lohja und Postripa, ferner Mirditen und Matjaner. Die Aufständischen bezifferten sich auf circa 8000 Mann; sie verjagten die Garnison aus Djakova. Anfang Juni nahmen die kaiserlichen Truppen Djakova wieder ein, und die Irregulären rückten über Junik in der Landschaft Reka gegen das Gebirge vor; die Revolte hatte im Anfang einige Erfolge, als aber die Irregulären durch die kaiserlichen Truppen mit Geschützen verstärkt wurden, konnten sie den Gebirgspass Čafa Morina in Bitutsch besetzen, und nachdem die Rebellen am 1. Juli hier zersprengt waren, marschierten die Truppen in Gaschi und Krasnitsch ein.

Um die Aufrührer total zu erdrücken, ordnete der Serasker an, dass weiter Irreguläre von Scutari aus jene im Rücken fassen

sollten, um ihnen jeden Rückzug abzuschneiden; die Malissoren der Stämme Schala und Schoschi und Ali Bey von Gussinje mit einem Contingente von Gussinje, Plava, Vassojević und Kuči führten diese Operationen glücklich durch, so dass am 6. Juli alle Aufständischen sich ergaben.

Der Serasker nahm verschiedene compromittierte Personen aus Djakova fest und setzte dort die Stellung durch; er entsandte den Kapetan der Mirditen mit den Irregulären von Mirdita, Matia und Tetovo in die Gebirgsthäler, um auch unter den Malissoren Soldaten auszuheben.

Die Erfolge der türkischen Centralisierung waren jedoch nur ganz ephemere; solange eine starke türkische Truppenmacht anwesend war, konnten einige Soldaten conscribiert und einige Steuern mit Gewalt eingetrieben werden; sobald jedoch der Vali oder Serasker von Rumili nach seinem Amtssitz Monastir zurückkehrte, traten die früheren Zustände ein. Die Provinzen Scutari, Djakova und Dibra behielten ihre alten Verwaltungsnormen und unterwarfen sich nie vollständig dem Wehrgesetze von 1843 und den neuen Steuergesetzen; die Constantinopler Regierung begnügte sich, wenn diese Provinzen den äußeren Schein der Ergebenheit und Unterwürfigkeit wahrten und nicht in offene Erhebung gegen die Regierung ausbrachen.

Mehr Erfolg als in Nordalbanien hatte die türkische Regierung in Südalbanien, als sie daselbst neuerdings die Stabilisierung ihrer centralistischen und gleichförmigen Verwaltung versuchte.

Im März 1845 langte in Janina ein kaiserlicher Ferman ein, welcher für das Ejalet die Durchführung des Gesetzes über die Trennung der Steuerverwaltung von den Machtbefugnissen des Gouverneurs vorschrieb; dieser Ferman wurde indes nicht befolgt. Es wurde daher im April des nächsten Jahres (1846) der Corpscommandant von Monastir (Rumili Serasker) Mehmed Reschid Pascha nach Janina mit dem Auftrage entsandt, die neue Verwaltung dort einzurichten. Er führte sohin das Wehrgesetz und die neuen Steuern ein, setzte die gemischten Medschlisse ein und verbot das Waffentragen. Solange der Rumili Serasker mit seinen Truppen im Ejalet weilte, giengen die Sachen gut; als er jedoch abzog und der Vali Hafiz Pascha allein blieb (es war dies der Commandant der türkischen Armee, welche am 24. Juni 1839 von den Ägyptern bei Nisibin in Mesopotamien geschlagen worden war), brach der Aufstand gegen die veränderte Verwaltungsform aus.

Im Juli 1847 wurden die Regierungsorgane, welche die neue Schaffsteuer (Tscheleb) einheben wollten, in der Landschaft Kurwelesch von den unter der Leitung des Zejnel Aga Dscholeka aus Kuči zusammengerotteten Albaniern vertrieben. Der Aufstand ergriff bald die ganze Ljaberi (Bezirke Valona, Delvino, Argyrokastro). Als es Zejnel Aga Dscholeka gelungen war, sich der Stadt Delvino zu bemächtigen, erhoben sich auch die Tschameri (die Bezirke Filat, Aidonat und Margariti) sowie die Toskeri (Bezirke Berat, Tepelen und Premet) gegen die aufoctroyierte Verwaltung. In der Toskeri befand sich Rapo Hekali aus der Musakija an der Spitze der Aufständischen, es gelang ihm, sich der Stadt Berat zu bemächtigen und die Garnison in der Citadelle einzuschließen. Ebenso gelang es dem Zejnel Aga Dscholeka, die von Janina wider ihn aufgebotenen zwei Bataillone zu schlagen und in Argyrokastro einzuschließen. Die Constantinopler Regierung beauftragte den Rumili Serasker Imrachor Mehmed Emin Pascha — sein Vorgänger Reschid Pascha war am 25. Januar 1847 in Monastir gestorben — den Aufstand zu dämpfen; während er selbst sich vorbehielt, von Monastir auf Berat zu rücken, disponierte er, dass eine andere Truppenabtheilung unter Zaim Bey, Commandanten von Kastoria, gegen Argyrokastro operieren solle. Zejnel Aga Dscholeka wusste das Corps Zaim Beys im Juli 1847, bevor letzterer seine Vereinigung mit den in Argyrokastro stehenden kaiserlichen Truppen bewerkstelligen konnte, zu schlagen und schloss darauf die Truppen in Argyrokastro noch vollständiger ein. Eine zweite Abtheilung von 2000 Mann, welche aus Thessalien zum Entsatz der in Argyrokastro eingeschlossenen Truppen heranmarschierte, wurde von den Albaniern am 28. August bei dem Dorfe Doliani überfallen und nach Janina zurückgeworfen. Zejnel Aga Dscholeka hatte den Weg nach Janina offen und hätte die Stadt überrumpeln können. Doch hielten ihn die für die Albanier ungünstigen Nachrichten aus Berat in der Ljaberi fest. Rapo Hekali hatte die Belagerung der türkischen Truppen in der Citadelle von Berat aufgeben müssen, da er durch Eintreffen der Truppen des Rumili Serasker in Gefahr gerieth, seinerseits eingeschlossen zu werden.

Als Mehmed Pascha selbst mit 10 Bataillonen in Berat erschien, zerstreuten sich die Albanier aus der Toskeri, ohne weiteren Widerstand zu leisten. Durch einen kühnen Gebirgsmarsch rückte Mehmed Pascha unvermuthet schnell und leicht in die Ljaberi ein, und diese Operation demoralisierte die Scharen des Dscholeka derartig, dass auch sie sich verliefen.

Der Serasker nahm zahlreiche Verhaftungen unter den Notabeln Südalbaniens vor: Rapo und Hamid Hekali aus Berat, zwei Söhne und zwei Neffen des Ismail Bey Vljora aus Valona, Uweis Vaschari und drei Söhne des Tahir Abbasi aus Tepelen, Tahir Bey aus der Familie Kaplan Pascha in Argyrokastro, Abdul Bey Koka, Tselio Pitschari und Suljo Kalapoda aus Delvino, Alisot und Ahmed Dino aus Filates, Tahir Tschapari aus Margariti und noch eine große Anzahl Leute aus den unteren Classen wurden eingezogen; 16 Führer des Aufstandes wurden in Konia in Anatolien interniert, die übrigen Theilnehmer erhielten durch einen kaiserlichen Ferman Amnestie.

Des Zejnel Aga Dscholeka konnten die Behörden nicht habhaft werden, er ergab sich später gegen Zusicherung voller Amnestie und wurde von der Regierung als Commandant irregulärer Truppen verwendet; als solcher fiel er im Feldzuge wider Montenegro im Jahre 1852.

Rapo Hekali starb im Gefängnisse zu Monastir.

Der Serasker führte in den aufständischen Bezirken die Recrutenaushebung durch und kehrte zu Ende des Jahres 1847 nach Monastir zurück.

*

In den zwanzig Jahren, welche zwischen dem türkisch-russischen Kriege von 1853 bis 1856 und den kriegerischen Verwicklungen von 1875 bis 1878 lagen, baute die Türkei ihre neue innere Verfassung und die Organisation ihrer Verwaltung aus. Die im Hattischerif von Gülchane ausgesprochenen Principien wurden durch ein zweites kaiserliches Patent — den Hattihumajun vom 18. Februar 1856 — detailliert ausgeführt, und im Sinne dieses kaiserlichen Patentes wurden im Verlauf der Epoche successive Specialgesetze ausgearbeitet, welche die Verwaltung der Provinzen, die Organisation der Gerichte, das Schulwesen, die Steuern regelten. Die ganze Gesetzgebung ist von dem gleichen centralistischen und bureaukratischen Geiste inspiriert und erfüllt, welcher die ersten Schritte des Sultans Mahmud II. geleitet hatte.

In Albanien wusste die neue Verwaltung, obwohl sie in jener Periode durch keine größeren Aufstände in ihrem Functionieren gestört wurde, dennoch nicht die Bevölkerung von den Vortheilen der modernen Gesetzgebung zu überzeugen und für sich zu gewinnen. Ein sehr competenter Autor gibt, von Albanien sprechend, folgendes Urtheil ab:

„Du reste convaincu, qu'en aucune autre province des Etats européens du Sultan le gouvernement n'a montré plus d'incurie et d'ignorance des besoins des populations et de ses propres intérêts. Il semble, qu'il ait pris à tâche de provoquer de ce côté la désaffection de ses sujets, et l'on peut affirmer, que l'état déplorable de l'Albanie est en grande partie l'oeuvre de ses fonctionnaires."[1])

In Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1865 über die Organisation der inneren politischen Verwaltung wurde Albanien in mehrere Vilajet getheilt: in das Vilajet Monastir, das Vilajet Janina, das Vilajet Scutari; mit dem letzteren wurden verschiedene Versuche gemacht, indem man es nach einigen Jahren wieder wie früher als Ejalet dem Vilajet Monastir unterordnete, nachher jedoch neuerdings zum selbständigen Vilajet erhob. Ebenso wurde mit dem nordöstlichen Theile Albaniens, den Paschalik Prizren, Ipek, Prischtina und Üsküb, herumexperimentiert; sie waren bald als eigenes Vilajet Prizren formiert, bald bildeten sie Theile der Vilajet Nisch oder Monastir oder Kosovo.

In keinem der albanischen Vilajet konnte der gesammte Complex der neuen Verwaltungsgesetze vollständig und effectiv in Wirksamkeit treten, in den meisten Verwaltungsbezirken hatten die Gesetze nur eine nominelle Geltung, in vielen nicht einmal diese. Im Sandschak Scutari wurden die Conscription und die neuen Steuern nie eingeführt; die ganze Bevölkerung einschließlich der Christen leistet im Kriegsfalle Militärdienste, an Steuern werden bloß die vor der Verwaltungsreform bestandenen Steuern gezahlt.

In den Sandschak Ipek (dem ehemaligen Sandschak Dukadschin) und Prizren sind die Conscription und die neuen Steuern nominell zwar eingeführt, es werden indes nur so viel Recruten gestellt und nur so viel Steuern gezahlt, als die Bevölkerung freiwillig leistet, was keineswegs den Standesregistern und dem Steuercataster entspricht. Ebenso existieren in jenen beiden Städten die organisationsgemäßen Strafgerichte, doch ist deren Wirksamkeit eine beschränkte, zahlreiche strafbare Handlungen bleiben ihrer Jurisdiction entzogen.

Im Sandschak Dibra werden wohl einige Recruten gestellt, im allgemeinen kann aber weder die Conscription noch die Steuerpflicht zur Geltung gebracht werden. Ebenso konnte in Dibra nie das Gerichtswesen organisiert werden.

---

[1]) Engelhardt, La Turquie et le Tanzimat, II, 245.

Im Sandschak Elbassan wird die Conscription theilweise durchgeführt, die Wirksamkeit der Steuer- und Gerichtsbehörden ist jedoch zum größten Theile nur eine nominelle.

In allen erwähnten Bezirken muss überdies ein Unterschied gemacht werden zwischen den Städten, den Dörfern der Ebene und den Gebirgsdörfern, gleichwie er in früheren Zeiten in Schottland zwischen lowland und highland herrschte. Das Gesagte gilt bloß für die lowlands dieser albanischen Bezirke; die highlands — in Albanien Malssija genannt — nehmen eine vollständige Ausnahmsstellung ein. Die Hochlande sind der Conscription nicht unterworfen, die Hochländer leisten jedoch im Kriegsfalle Heeresfolge als Irreguläre. Die neuen Steuern wurden auf die Hochlande nicht ausgedehnt, die meisten hochländischen Bezirke zahlen gar nichts, andere einen geringen Tribut. Die türkischen Gerichte üben die Jurisdiction in den Hochlanden nicht aus, und die staatlichen Justizgesetze haben dort keine Geltung; die Hochlande haben ihr eigenes Gewohnheitsrecht, und dieses wird von den Hochländern selbst gehandhabt. Wenn auch die Hochlande in den Rahmen der neuen Provinzialorganisation eingefügt sind, so haben sie demungeachtet innerhalb derselben ihre alte autonome Organisation behalten, welche sie vor Einführung der neuen Verwaltung besaßen, und sind nicht den anderen Bezirken assimiliert worden.

Wie aus dieser kurzen Darstellung ersichtlich ist, blieb als Rest der einstigen inneren Organisation des türkischen Reiches allein die Autonomie der albanischen Hochlande übrig.

Die Hochlande, welche zum Vilajet Scutari gehören, sind zum größten Theile von Katholiken bewohnt; gegen sie richtete sich zuerst das Bestreben der türkischen Regierung, die Autonomie abzuschaffen und an ihrerstatt die allgemeine centralistische Verwaltung der türkischen Bureaukratie zu stabilisieren. Die Hochländer verwalteten sich ohne Einflussnahme der türkischen Regierung, jeder Stamm durch seine eigenen Chefs, welche eventuelle Verfügungen der Regierung direct vom Gouverneur von Scutari erhielten. Der Vali Menemenli Mustafa Pascha, welcher von 1856 bis 1858 die Provinz Scutari verwaltete, führte eine neue Organisation für jene Stämme, welche die nächsten zur Stadt Scutari waren, ein, die bestimmt war, dieselben in ein engeres Abhängigkeitsverhältnis zu bringen. Die Häuptlinge dieser Stämme mussten sich fortan in Scutari zu einem Verwaltungsrath vereinigen, an dessen Spitze ein vom Gouverneur ernannter Präsident stand, der nicht aus den Hochländern gewählt wurde, sondern aus den

Notabeln der Stadt Scutari und immer Mohamedaner war. Den Stämmen wurde die Berechtigung, ihre Angelegenheiten innerhalb des Stammes durch die eigenen Chefs zu entscheiden, genommen, und ihre Befugnisse wurden dem neuen Conseil, welcher „Commission der Berge von Scutari" (türkisch Schkodra Dschibali Commissioni oder kurzweg Dschibal, d. i. die Berge) hieß, vorbehalten.

Obzwar diese Organisation noch immer die äußere Form einer Autonomie wahrt, so ist sie nach ihrem inneren Wesen dennoch eine Beseitigung der Autonomie; denn der in Scutari sich vereinigende Conseil ist nicht frei, wie es früher die Conseils in den Hochlanden waren, sondern durch den Präsidenten dominiert der Gouverneur im Conseil.

Die unter dem Namen „Mirdita" bekannte Gruppe in den zur Provinz Scutari gehörigen Hochlanden hatte eine althergebrachte Organisation, vermöge welcher an ihrer Spitze sich ein Oberhäuptling befand, welcher den Titel „Kapidan" führte und zum Sultan, beziehungsweise dem Gouverneur von Scutari in einem reinen Vasallenverhältnis stand.

Da die Autonomie der albanischen Hochlande in Mirdita am stärksten ausgeprägt war, wurde diese arme Landschaft das Object der hartnäckigsten und schonungslosesten Nivellierungssucht der türkischen Bureaukratie. Der vom Sultan Abdul Medschid mit dem Pascharange ausgezeichnete Kapidan Bib Doda starb im Jahre 1868 mit Hinterlassung eines achtjährigen Sohnes; derselbe war der legitime Kapidan der Mirditen, aber wegen seiner Unmündigkeit natürlich verhindert, die väterliche Erbschaft anzutreten. Die Gelegenheit erschien der türkischen Verwaltung günstig, um mit der Autonomie Mirditas aufzuräumen. Der unmündige Prenk, Sohn des Bib Doda, wurde nach Constantinopel gebracht, wo er bis 1876 verblieb; Mirdita wurde zum Kajmakamlik gemacht und sollte nach dem allgemeinen Verwaltungsgesetze vom Jahre 1865 und nicht mehr nach seinem alten, autonomen Recht administriert werden. Um die Neuerung leichter einzuführen, wurden in den ersten Jahren Agnaten des verstorbenen Kapidans zum Kajmakam bestellt, zuerst Kapidan Dschon Marku, dann Kapidan Kol Prenka; später wurden Mohamedaner, welche keine Mirditen waren, zum Kajmakam ernannt, Hajdar Aga Beleku aus Kruja und Reschid Bey Buschati aus Scutari. Die Hochländer von Mirdita wollten jedoch diese ihnen aufgezwungenen Kajmakame nicht acceptieren, verweigerten ihnen den Gehorsam und verlangten unter die Herrschaft des jungen Kapidan Prenk Bib Doda zu kommen. Auch als

derselbe im Jahre 1876 von Constantinopel nach Scutari zurückkehrte, wurde ihm von der türkischen Regierung die Verwaltung Mirditas nicht überlassen, sondern Derwisch Bey von Prizren zum Kajmakam erhoben.

Der Conflict verschärfte sich derart, dass er im Jahre 1877 zu einer militärischen Operation gegen Mirdita führte. Obwohl Kapidan Prenk sich im Jahre 1878 mit der türkischen Regierung wieder versöhnte, wurde ihm auch jetzt nicht die Verwaltung Mirditas anvertraut, sondern successive Jussuf Aga Sokoli von Scutari, der Oberst Raschid Bey, Mahmud Aga von Podgorica zu Kajmakamen ernannt, doch konnte keiner von ihnen seinen Verwaltungsbezirk betreten.

Kapidan Prenk Bib Doda wurd im Januar 1881 von der türkischen Regierung gewaltsam aus Albanien entfernt, der Conflict mit Mirdita wegen Anerkennung seiner traditionellen Autonomie dauert indes fort, und die türkische Verwaltung ist nicht im Stande, die aufgeregte Landschaft zu beruhigen und geordnete Verhältnisse darin zu schaffen.

In dem an Scutari angrenzenden nordöstlichen Theile Albaniens, welcher die Paschalik Ipek und Prizren bildete, ist die Malssija (Hochlande) von Mohamedanern bewohnt. Auch diese wehrten sich nicht minder energisch als ihre katholischen Landsleute gegen die nivellierenden und centralisierenden Bestrebungen der türkischen Verwaltung; sie traten immer für die folgenden drei Forderungen ein:

1. Die türkischen Regierungsorgane sollten auf dem Gebiete der Malssija keine Amtshandlungen vornehmen, solche seien den eigenen Häuptlingen vorbehalten.

2. Befreiung von der Stellung von Recruten für die reguläre Armee unter Wahrung der althergebrachten Heeresfolge im Kriegsfalle.

3. Befreiung von den Steuern des Reformsteuersystems.

Im September 1864 kam es zu einer kleinen aufständischen Bewegung der Hochlande von Djakova, welche auf die Gewährung dieser Forderungen seitens der Behörden abzielte. Nazif Pascha, der Generalgouverneur von Monastir, welcher auf dem Schauplatz der Ereignisse erschienen war, trachtete, da er zu einer gewaltsamen Unterdrückung der Bewegung zu schwach war, die Unzufriedenen auf gütlichem Wege zu beruhigen, und die Hochländer erreichten, dass die türkische Verwaltung sich fortab möglichst wenig in ihre Angelegenheiten einmischte.

Die Missbräuche in der Verwaltung führten zu neuen Erhebungen, welche im September 1866 in den Gemeinden Ostrožub und

Palusa ausbrachen und vom Gouverneur von Prizren durch Versprechungen und Vertröstungen beigelegt wurden.

Das schlechte Functionieren der Verwaltung sowie die augenscheinliche Schwäche der Regierung erzeugten einen anarchistischen Zustand im Ejalet Prizren, der sich schließlich zu einer gefährlichen Bedrohung der christlichen Bevölkerung zuspitzte. Zusammengerottete Banden — zumeist Hochländer aus den Gebirgen um Djakova — überfielen die von Christen bewohnten Dörfer bei Djakova und Ipek, brannten die Gehöfte nieder und plünderten die Habe der christlichen Bauern.

Im November 1866 entsandte die türkische Regierung den Marschall Selim Pascha von Monastir und den Brigadegeneral Mahmud Hambi Pascha nach Prizren, um Ordnung zu schaffen. Mahmud Pascha gieng entschieden und energisch vor; er verfolgte die Unruhestifter bis ins Gebirge von Krasnitsch, schlug sie wiederholt und nahm gegen 200 der am meisten compromittierten Personen fest; sechs ließ er erschießen. Von Djakova marschierte er nach Ipek, um auch dort die Aufständischen niederzuwerfen. Sein energisches Vorgehen gegen Mohamedaner zum Schutze von Christen missfiel jedoch an vielen Stellen; der Marschall Selim Pascha berief ihn aus Ipek ab und kehrte mit ihm Ende Januar 1867 nach Monastir zurück, wobei er die von Mahmud Pascha festgenommenen Häupter der Revolte gefangen mit sich führte.

Der Abzug des Generals Mahmud Pascha war für die Aufständischen das Signal, sich von neuem zu erheben; die Haupträdelsführer Binak Ali Bajrakdar von Krasnitsch und Schakir Cur von Djakova waren dem strafenden Arm Mahmud Paschas entgangen und stellten sich abermals an die Spitze der Bewegung. Im Monat März 1867 musste die türkische Regierung Mahmud Pascha neuerdings nach Prizren entsenden; er erhielt indes nur eine unzureichende Militärmacht, und deswegen sowie durch die früher gemachten schlechten Erfahrungen gewarnt, trat er nicht activ auf; seine Anwesenheit in Prizren genügte jedoch, die Bewegung in Schranken zu halten. Infolge des Aufstandes, welchen zu jener Zeit die Christen auf Creta gegen die türkische Regierung inscenierten, waren die türkischen Regierungskreise nicht christenfreundlich gestimmt und nicht gewillt, die mohamedanischen Unterthanen um der Christen willen streng zu behandeln. Mahmud Pascha wurde daher nach zwei Monaten nach Constantinopel berufen, und es wurde beschlossen, eine Commission nach

Prizren zu delegieren, welche auf gütlichem Wege das unbotmäßige Nordostalbanien pacificieren sollte.

Die Commissäre Afif Bey und Mola Sejfuddin Efendi wirkten bis zum Sommer 1868 in Prizren, Djakova und Ipek; ihre Thätigkeit hinterließ jedoch keine nachhaltigen Spuren in jenen Gebieten, in denen ein latenter Zwiespalt zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung zurückblieb, der sich noch mehrmals in kleineren Erhebungen Luft machte.

In den südlichen Theilen Albaniens, das ist in den Vilajet Janina und Monastir, war es dem neuen Systeme gelungen, festeren Fuß zu fassen. Die Angehörigen der Kaste der Bey und Aga traten in großer Anzahl in den staatlichen Civil- und Militärdienst, und daraus resultierte eine Interessengemeinschaft zwischen der Regierung und dieser einflussreichen Classe der Bevölkerung, welche es der neuen Verwaltung ermöglichte, sich in Südalbanien besser zu etablieren als in den übrigen Landestheilen. Die Centralregierung hielt dabei an dem Principe fest, die Functionäre albanischer Nationalität zumeist in den anatolischen Provinzen und nicht in ihrer Heimat zu verwenden.

Es blieb dennoch auch in Südalbanien gewissen entlegenen Gebirgsgegenden die Möglichkeit, sich einer wirksamen Aufsicht und Handhabung der Verwaltung zu entziehen.

Einige Erhebungen, welche in Südalbanien stattfanden, so z. B. im Jahre 1867, waren auf die christliche Bevölkerung beschränkt und hatten ihre Gründe nicht sosehr in der inneren Lage der Provinz als darin, dass die christlichen Südalbanier, unter dem Einflusse des zu Griechenland hinneigenden Clerus stehend, so oft, als es den politischen Actionen Griechenlands einen Vortheil versprach, gegen die türkische Regierung ausgespielt wurden.

In den Jahren 1878 bis 1881 stand Albanien durch drei Jahre unter der Herrschaft der albanischen Liga. Die albanische Liga war eine Volksregierung; wenn wir in der Geschichte nach Analogien zu derselben suchen, so findet man, dass die albanische Liga etwas von der Eidgenossenschaft an sich hat, welche die Schweizer Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden im Jahre 1307 bildeten, und ferner etwas von dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschusse, welche von 1793 bis 1795 die französische Republik regierten.

Mit der Eidgenossenschaft hat die albanische Liga auch das gemein, dass die den einzelnen Canton berührenden Interessen einen die Allge-

meinheit schädigenden Raum einnehmen, die Analogie mit dem französischen Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusse bietet sich im terroristischen Charakter, welchen häufig die Maßregeln der albanischen Liga trugen.

Die Volksregierung der albanischen Liga hatte keinen Mittelpunkt, von welchem eine einheitliche Leitung ausgegangen wäre; sie trat in mehreren Theilen Albaniens auf, verkörpert durch locale Ausschüsse, die einander gleichgestellt waren und nur in losem Zusammenhange miteinander standen. Die albanische Liga manifestierte sich besonders in Prizren, Janina und Prevesa, Scutari, Dibra.

Die türkischen Regierungskreise in Constantinopel hatten auf den Ursprung dieser Volksbewegung einen großen Einfluss; die Idee zur Formation der Liga, der Anstoß dazu stammt offenbar von ihnen. Die in Action gesetzten Elemente, die erweckten Geister emancipierten sich jedoch später, so dass die Thätigkeit der Liga und gar ihre weitgehenden Projecte und Pläne bezüglich der innerpolitischen Organisation Albaniens spontane Äußerungen der nationalen Strömungen und Aspirationen sind.

Der erste Punkt im Programme der albanischen Liga war die Integrität des albanischen Territoriums, deren Vertheidigung an Stelle der türkischen Regierung, welche sich dazu als unfähig erwiesen hatte, das albanische Volk übernahm. Die nächste Folge war, dass der türkischen Regierung Steuern und Recruten verweigert und für die Liga reserviert wurden.

Im Juni 1878 constituierte sich unter Vorsitz des Iljas Pascha aus Dibra in Prizren ein Ausschuss der albanischen Liga, in welchem der nördliche Theil Albaniens vertreten war, nämlich die Districte Scutari, Prizren, Djakova, Ipek, Gussinje, Mitrovitza, Vučitru, Prischtina, Gilan, Üsküb, Tetovo, Gostivac, Krčovo, Monastir, Dibra,

Der südliche Theil Albaniens hielt in Ginokastra eine ähnliche Versammlung, bei welcher die Districte Janina, Ginokastra, Delvino, Premet, Berat, Valona, Filat, Margariti, Aidonat, Parga, Prevesa, Arta, Tepelen, Kolonia, Kortscha vertreten waren; der Chef dieser Bewegung war Abdul Bey Fraschari aus Premet.

Die beiden Ausschüsse stellten durch Vertrauensmänner, welche in Elbassan sich zusammenfanden, den Contact untereinander her.

Die türkische Regierung hatte zu ihren Commissären für die Delimitation an der montenegrinischen und an der griechischen Grenze die Marschälle Mehmed Ali Pascha für die erstere Grenze und Ahmed

Muchtar Pascha für die zweite ernannt. Der Marschall Mehmed Ali Pascha wurde am 6. September 1878 in Djakova von dem erregten Volke, welches keinerlei Gebietsabtretung an Montenegro zulassen wollte, ermordet. Die Mission Ahmed Muchtar Paschas hatte kein so tragisches Ende; er führte im Februar und März 1879 in Prevesa Verhandlungen mit den griechischen Delegierten, welche kein Resultat ergaben, und wurde dann als Commandant nach Monastir beordert.

Während dieser Verhandlungen hatte die albanische Liga einen Ausschuss in Prevesa, welcher eine rührige Agitation gegen die von Griechenland geforderte Abtretung von Janina, Prevesa und Arta betrieb. Nach Abbruch der Verhandlungen verfügten sich Abdul Bey Fraschari und Mehmed Ali Bey Vrioni als Delegierte der Liga nach Rom, Berlin und Wien, um bei den dortigen Cabinetten für die Integrität des albanischen Territoriums zu wirken.

Zu Montenegro und Griechenland, wider welche die albanische Liga Fronte machte, gesellten sich als weiterer Feind die Bulgaren, indem auch sie die Integrität des albanischen Territoriums bedrohten. Im November 1878 fielen bulgarische Banden in den Sandschak Seres bei Salonik ein und gaben das Signal zur Bildung weiterer bulgarischer Insurgentenbanden in den Bezirken Köprülü, Prilip, Vodena, Kastoria, Monastir, welche an der Ostgrenze Albaniens gelegen sind. Die Albanier besagter Bezirke und besonders jene von Dibra sahen in dieser Erhebung der Bulgaren das Bestreben, das Großbulgarien des Vertrages von San Stefano, welches viele albanische Gebietstheile in sich schloss, realisieren zu wollen, und wandten sich daher energisch gegen die Bewegung, die bald von ihren Anstiftern im Stiche gelassen wurde.

Die Leiter der Liga in Südalbanien dehnten das Programm derselben auch auf eine innerpolitische Frage, die künftige Organisation Albaniens, aus. Sie wollten sämmtliche albanischen Landestheile in eine einzige Provinz vereinigen, als deren Hauptstadt Ochrida in Aussicht genommen war; die Verwaltungsbeamten dieser Provinz sollten insgesammt Albanier sein und die albanische Sprache in der Verwaltung gebraucht werden; demgemäß sollten albanische Schulen eröffnet werden, ein Theil der directen Steuern sollte nicht nach Constantinopel abgeliefert werden, sondern in der Provinz bleiben und in ihrem Interesse verwendet werden; eine von der Bevölkerung gewählte Commission sollte die Ausführung der verschiedenen neuen Anordnungen contro-

lieren; allen Religionen wurde Cultusfreiheit versprochen. Auf einer Anfang October 1879 in Prizren gehaltenen Versammlung beschäftigten sich auch die Delegierten Nordalbaniens mit obigem Programme und acceptierten es; doch fanden diese Bestrebungen bei den nordalbanischen Delegierten wenig Verständnis und wenig Interesse, da dasselbe zusehr von den an der Grenze gegen Montenegro sich abspielenden Ereignissen absorbiert war.

Anfang August 1879 richtete die Liga an die zur Delimitation zwischen Montenegro und der Türkei berufene internationale Commission einen Protest gegen die Abtrennung von albanischen Territorien. Da die montenegrinische Regierung sah, dass die Besitznahme des ihr abgetretenen Bezirkes von Gussinje nicht ohne Widerstand seitens der Albanier erfolgen werde, zog sie an der Grenze dieses Bezirkes Truppen zusammen, welche ihn militärisch occupieren sollten; zum Commandanten wurde der Vojvode Božo Petrović ernannt. Auch die albanische Liga sammelte in Gussinje Truppen, welche unter Commando des Ali Pascha von Gussinje standen.

Anfang November geriethen die montenegrinischen Truppen, welche sich bis Velika und Pepić — drei Stunden von Gussinje — vorschoben, mit den Ligatruppen in Fühlung, und es wurden Schüsse gewechselt. Am 4. December 1879 kam es auf der Linie Novšić—Velika zum Kampfe, bei welchem vier montenegrinische Bataillone und circa 6000 Albanier engagiert waren; beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

Die Pforte gab nun dem Marschall Muchtar Pascha in Monastir den Befehl, mit Truppen nach Gussinje zu marschieren und den Bezirk den Montenegrinern zu überantworten. Muchtar Pascha verfügte sich nach Prizren und verhandelte von dort aus mit den Ligaführern in Gussinje. Dort fand inzwischen am 8. Januar 1880 ein neuerlicher Kampf statt; die Montenegriner hatten sich von Pepić gegen Metej bei Plava in Bewegung gesetzt und wurden von den Ligatruppen angegriffen; es nahmen acht montenegrinische Bataillone und circa 10.000 Albanier am Kampfe theil. Beiderseits wurde die Ehre des Sieges beansprucht, doch zogen sich die montenegrinischen Truppen in das Defilé Sutjeska bei Andrijevica zurück, und die Albanier verbrannten die Vassojevićdörfer Velika, Ržanica und Pepić. Die montenegrinische Regierung nahm vom Projecte einer militärischen Occupation des Bezirkes Gussinje Abstand und wandte sich an die Signatarmächte des Berliner Vertrages, um den in diesem Vertrage Montenegro zuerkannten Ländergewinn zu verwirklichen.

Die italienische Regierung ergriff die Initiative zu einer Mediation zwischen der Türkei und Montenegro, und sie empfahl das folgende Compromiss: Montenegro sollte statt des Bezirkes Gussinje einen Streifen Landes erhalten, welcher das Thal Vermosch oberhalb Gussinje, die rechte Seite des Zemthales bis zum Austritte dieses Gebirgsbaches aus dem Gebirge in die Ebene bei Dinoschi und die ganze Ebene von Tusi bis zur Bucht von Kastrati und Hoti am Scutarisee umfasste. Durch eine solche Grenzlinie wurden zwei Drittel des Stammes Gruda, ein Theil des Stammes Hoti und ein großer Theil der Grundstücke, Weiden und Almen des Stammes Klementi zu Montenegro geschlagen. Am 12. April 1880 wurde dieses Arrangement von der Türkei und von Montenegro angenommen.

Das Abkommen rief zunächst bei den davon direct berührten albanischen Stämmen dann bei der ganzen albanischen Liga die lebhafteste Opposition hervor, und die Liga war entschlossen, die Integrität Albaniens auch auf diesem Punkte mit den Waffen zu vertheidigen. Das cedierte Gebiet sollte am 22. April 1880 von den Montenegrinern occupiert werden; 4000 Albanier sammelten sich an der Grenze des Gebietes an, um sich der Occupation zu widersetzen, die Montenegriner nahmen jedoch den Kampf nicht auf, sondern appellierten abermals an die Diplomatie. Die Truppenmacht der Liga an jener Grenze wurde durch Zuzüge auf 8000 Mann gebracht, sie wurde durch Hodo Bey aus Scutari und den Kapidan Prenk Bib Doda von Mirdita commandiert; das Centrum der Stellung war das kleine Städtchen Tusi.

Angesichts dieser Vorgänge trat England Anfang Juni mit einem neuen Vorschlage hervor, nach welchem Montenegro weder den Bezirk Gussinje noch das Zemthal und die Ebene von Tusi erhalten sollte, sondern den an der Küste des adriatischen Meeres liegenden Bezirk von Dulcigno. Die besonnenen Elemente in der albanischen Liga sahen ein, dass jede weitere Weigerung gegenüber dem Willen der Signatarmächte des Berliner Vertrages keine Aussicht auf Erfolg habe, und entschlossen sich, der Cession des Bezirkes nicht zu opponieren. Die extreme Partei aber glaubte auch bezüglich Dulcignos den Kampf aufnehmen zu müssen, war jedoch auf die fanatischen Köpfe unter den Mohamedanern von Scutari beschränkt; unter dem Commando des Jussuf Aga Sokoli besetzten Anfang Juli einige hundert Mann eine Stellung bei dem Grenzdorfe Mrković und im Anschlusse den Bergzug der Možura sowie die Stadt Dulcigno selbst.

Die türkische Regierung entsandte im August 1880 den General Riza Pascha nach Scutari, damit er den Bezirk Dulcigno an die Montenegriner übergebe. Anfang September wurde von Seite der Signatarmächte des Berliner Vertrages gegen die türkische Regierung die Flottendemonstration durch 4 österreichisch-ungarische, 4 englische, 3 französische, 3 italienische, 2 russische und 1 deutsches Kriegsschiff in Scene gesetzt.

Die türkische Regierung fügte sich dem Wunsche der Mächte; der General Riza Pascha wurde abberufen, und Marschall Derwisch Pascha traf Ende October in Scutari ein, um die Übergabe des Bezirkes Dulcigno durchzuführen. Eine größere Truppenmacht wurde bei dem Dorfe Schnjertsch (St. Georg) am rechten Bojanaufer halbenwegs zwischen Scutari und Dulcigno aufgestellt, und am 21. November trat sie unter Commando des Marschalls Derwisch Pascha den Marsch zur Besetzung Dulcignos an. Die rechte Seitencolonne wurde bei dem Schkala Muschčit genannten Aufstiege auf dem der Možura vorgelagerten Hügel Kodra Kuče bei dem Dorfe Klezna von der Truppe des Jussuf Aga Sokoli angegriffen; nach zweistündigem Gefechte wurden die Albanier zersprengt, und am 23. November rückte Derwisch Pascha in Dulcigno ein. Am 26. November wurde der Bezirk von Dulcigno von den Montenegrinern in Besitz genommen; am 6. December löste sich die zur Demonstration vereinigte alliierte Flotte auf.

Während der geschilderten Vorgänge an der Nordgrenze Albaniens war die Liga auch an der Südgrenze Albaniens in Anspruch genommen. Im Juni 1880 trat in Berlin eine Conferenz zusammen, um die griechisch-türkische Grenzfrage zu regeln; die Conferenz erhielt Kundgebungen aus Berat, Valona, Argyrokastro, Margariti, Janina, Prevesa, die baten, die Grenzlinie so zu ziehen, dass albanisches Territorium nicht an Griechenland cediert werde. Die von der Conferenz acceptierte Grenzlinie trennte die halbe Tschameri, das ist die Bezirke Janina, Aidonat, Margariti, Luros, Prevesa von Albanien ab; die französische Regierung hatte diese Grenzlinie vorgeschlagen und befürwortet.

Gegen jene großen Gebietsabtretungen lehnte sich der Volkswille in Südalbanien auf; in Berat bildete sich unter Mehmed Ali Bey Vrioni und Omer Bey Vrioni ein Comité, welches den Widerstand mit den Waffen wider die erwarteten Griechen organisierte. Nach längeren diplomatischen Verhandlungen einigten sich die Mächte,

die Linie der Berliner Conferenz durch ihre Botschafter in Constantinopel revidieren zu lassen; das Resultat dieser im März 1881 geführten Berathungen war eine neue Grenzlinie, welche Griechenland Thessalien zuwies, an der Grenze gegen Albanien aber nur den Bezirk Arta von Albanien abtrennte; Arta wurde am 6. Juli 1881 den Griechen übergeben.

Mit der Übergabe von Dulcigno und Arta waren die Gebietsabtretungen, welche die Türkei in Albanien machen musste, beendet, die albanische Liga hatte ihren ersten Programmpunkt, Wahrung der Integrität des albanischen Territoriums, zwar nicht zu vollständiger Geltung bringen können, sie hatte ihn jedoch mit theilweisem Erfolge realisiert.

Das Programm der albanischen Liga erstreckte sich, wie vorher erwähnt, auch darauf, für die albanischen Landestheile im Rahmen des türkischen Reiches eine Organisation zu creieren, welche der nationalen Eigenart und den nationalen Wünschen am besten entsprechen würde. In Südalbanien hatte man schon im Jahre 1878 ein Programm entwickelt, welches bereits an anderem Orte beleuchtet worden ist. Das Ligacomité in Nordostalbanien beschäftigte sich in den Monaten Juni und Juli 1880 mit dieser Frage. Das Comité hatte insoferne eine Reform erhalten, als die früheren Mitglieder, welche vor allem bedacht waren, mit der Constantinopler Regierung im Einvernehmen zu bleiben, abdanken mussten und an ihre Stelle Anhänger einer schärferen Tonart traten, welche in erster Linie die nationalen Aspirationen im Auge hatten, ohne Rücksicht darauf, ob sie der Constantinopler Regierung bequem seien. Die Delegierten von Nordostalbanien formulierten ihre Wünsche dahin: Bildung einer sämmtliche albanischen Landestheile umfassenden Provinz mit Monastir oder Ochrida als Hauptstadt; der Vali der Provinz wird vom Sultan ernannt; alle übrigen Beamten müssen Einheimische sein; nur ein Theil der Einkünfte der Provinz soll an die Centralregierung nach Constantinopel abgeliefert werden. Das in Prizren vereinigte Ligacomité unterbreitete dieses Programm dem Sultan.

Im October 1880 trat in Dibra eine Versammlung zusammen, an welcher Delegierte von ganz Albanien participierten; die von der Versammlung votierte Resolution wiederholte den Wunsch nach Bildung einer autonomen Provinz Albanien, welche alle albanischen Landestheile umfassen sollte. Die Wünsche dieser Delegiertenversammlung wurden in einer Adresse ausgedrückt, welche Dschemal Bey aus

Dibra nach Constantinopel überbrachte. Um die Vereinigung Albaniens unter der Bevölkerung populär zu machen und zwischen dem Norden und dem Süden einen engeren Contact herzustellen, bereisten die Delegierten aus Südalbanien Abdul Bey Fraschari und Mustafa Efendi die Städte Nordalbaniens, die Delegierten aus dem Norden Derwisch Mustafa Efendi, Scheich Ismail Efendi und Muderris Abdullah Efendi die Städte Südalbaniens.

Diese Vorgänge machten Eindruck auf die Constantinopler Regierung, sie beschäftigte sich mit den albanischen Forderungen und zog die Vereinigung sämmtlicher von Albaniern bewohnten Gebietstheile zu einem Vilajet in Erwägung. Die meisten hohen Beamten der Pforte und die übrigen maßgebenden Berather hielten starr am Centralismus fest und perhorrescierten jede Concession an eine autonomistische Richtung in der inneren Politik; man befürchtete von einer Autonomie eine Schädigung der Kaste der Functionäre, wodurch die Sonderinteressen des türkischen und insbesondere des Constantinopler Elementes, welches jene Kaste vorwiegend bildete, gelitten hätten.

Die ablehnende Haltung der Regierung gegenüber den Wünschen der Albanier wurde in Albanien bekannt und rief dort Erbitterung hervor. Die Liga beschloss, in schärfere Opposition gegen die Regierung zu treten, die Stellung der Recruten zu verweigern und die Machtbefugnisse der Regierungsbeamten zu negieren.

Der Anfang wurde in Prizren gemacht; dem Gouverneur wurde jede Amtshandlung untersagt und ein Mitglied des dortigen Ligacomités mit den Functionen eines Gouverneurs betraut. Das Prizrener Ligacomité stellte ein Aufgebot Bewaffneter auf, welches die gleichen Maßregeln in den benachbarten Städten zur Durchführung bringen sollte.

Inzwischen begann Derwisch Pascha in Scutari gegen die Ligatendenzen mit Gewalt zu verfahren, indem er mehrere Persönlichkeiten, welche an diesen Bestrebungen leitenden Antheil genommen hatten, aus Scutari exilierte. Der Präsident des Ligacomités von Scutari Muderris Daud Efendi und der Gendarmeriecommandant Fettah Aga mussten nach Constantinopel sich begeben, und am 12. December 1880 ließ Derwisch Pascha den Hodo Pascha von Scutari und Prenk Bib Doda, Kapetan der Mirditen, verhaften und ebenfalls nach Constantinopel escortieren; Hodo Pascha wurde in Erzingjan in Armenien interniert.

Sulejman Aga Vogsch aus Djakova führte das bewaffnete Aufgebot, welches die Liga in Prizren formiert hatte, zunächst (4. Ja-

nuar 1881) nach Üsküb und veranlasste, dass die Verwaltung auf den dortigen Ligaausschuss unter Jaschar Bey übertragen wurde. Von Üsküb wandte sich das Ligaaufgebot gegen Prischtina, wo der Vali des Vilajets Kossovo, der zugleich Militärcommandant war, seinen Amtssitz hatte; am 18. Januar 1881 occupierte die Liga Prischtina, und der Vali wurde von der Constantinopler Regierung abberufen; alle Bezirke der Provinzen Prischtina und Üsküb kamen dergestalt unter die Autorität der Liga.

Im Februar 1881 befolgte auch Dibra das Beispiel Prizrens; unter dem Einflusse Abdul Beys Fraschari wurde der kaiserliche Gouverneur zur Abreise gezwungen und die Liga als allein maßgebend erklärt.

Unterdessen hatte der Marschall Derwisch Pascha sich von Scutari nach Constantinopel verfügt. Er war ein starrer Anhänger des centralistischen Functionarismus und inspirierte die Constantinopler Regierung in dem Sinne, dass keine Concessionen an die albanischen Forderungen zu machen seien, vielmehr die Bewegung in Albanien durch Waffengewalt unterdrückt werden möge. Diese Ansicht Derwisch Paschas überwog in den Berathungen, und er selbst erhielt die Mission, Albanien zu unterwerfen.

Bei Üsküb wurde eine größere Truppenmacht — gegen 20.000 Mann — concentriert. Am 23. März 1881 wurden durch den in Üsküb commandierenden General Ibrahim Pascha die Mitglieder des dortigen Ligacomités Jaschar Bey, Hadži Mustafa Bey, Hadži Abdurrahman Bey, Dschavid Bey, Ismail Efendi Mohadžir, Hadži Baki Efendi, Scheich Ali Efendi, Mehmed Efendi Lolo, Abdul Aga, Matkali Ibrahim Tschehaja, Scheich Behaedin verhaftet und nach Rhodus in die Festung gebracht. Nach einigen Tagen erschien der Marschall Derwisch Pascha in Üsküb, ließ die Bahnstrecke Üsküb—Mitrovitza durch ausgiebige Militärkräfte besetzen und sammelte in der Station Ferisović circa 10.000 Mann mit zwei Batterien, um auf Prizren vorzurücken.

Das Prizrener Ligacomité sammelte dagegen ein Aufgebot, das 4000 bis 5000 Mann stark war und das Defilé des zur Kossovoebene fließenden Crnoljevabaches bei dem Marktflecken Stimlja besetzte. Die beiderseitigen Vorposten waren bis zum Dorfe Slivovo vorgeschoben.

Die türkischen Truppen griffen am 20. April die Albanier bei Slivovo an; Derwisch Pascha ließ besonders seine Artillerie spielen;

da die Albanier keine hatten, um das Feuer zu erwidern, wurden die zum großen Theile das Aufgebot bildenden Gebirgsbauern, welche die Wirkung von Artilleriefeuer nicht kannten, durch dasselbe ziemlich demoralisiert. Die Albanier hielten dennoch den ganzen Tag stand und zogen sich erst gegen Abend zurück. Die türkischen Truppen setzten den nächsten Tag die Vorrückung auf Prizren fort, ohne ernstlichem Widerstand zu begegnen, und am 22. April 1881 konnte Derwisch Pascha Prizren occupieren.

Am 5. Mai ließ Derwisch Pascha durch den General Hadži Osman Pascha, welcher circa 4000 Mann und Artillerie mit sich hatte, die Stadt Djakova besetzen, und später erfolgte ebenso anstandslos die Occupation von Ipek.

Abdul Bey Fraschari, der hauptsächlichste Promotor des albanischen Unionsgedankens, war beim Herannahen Derwisch Paschas aus Prizren in der Richtung der Küste bei Durazzo geflüchtet; Derwisch Pascha schrieb auf dessen Habhaftwerdung einen Preis von 50 türkischen Pfund aus, und thatsächlich wurde Abdul Bey in der Nähe von Elbassan festgenommen und nach Prizren eingeliefert, wo Derwisch Pascha ihn in strengen Gewahrsam setzte. Gegen andere Persönlichkeiten, die sich an der Ligabewegung betheiligt hatten, schritt Derwisch Pascha nicht ein. Er berief sie alle und zwar die Notabeln von Ipek, Djakova, Tetovo, Dibra und Scutari nach Prizren, warf ihnen ihre Irrthümer vor, forderte sie auf, von den autonomistischen Ideen abzustehen und unentwegt zum Sultan und der Constantinopler Regierung zu halten, dann aber wurden sie in ihre Heimat entlassen. Bloß Hadschi Omer Efendi, der Präsident des Ligacomités von Prizren, hatte den Absichten Derwisch Paschas nicht getraut und war nach Dulcigno geflüchtet, wo er ständigen Aufenthalt nahm.

In Südalbanien ließ die türkische Regierung die Führer der Ligabewegung gefänglich einziehen; der Generalgouverneur von Janina Mustafa Assim Pascha lud im Mai 1881 Mustafa Nuri Pascha von Valona, Omer Bey Vrioni von Berat, Sulejman Bey Dino von Margariti, Mustafa Efendi und Ahmed Pascha-Zade Mustafa Bey aus Janina sowie Kiazim Bey von Prevesa zu sich nach Prevesa, erklärte sie für verhaftet und schickte sie nach Tschanak Kala in den Dardanellen, wo sie bis November 1883 blieben.

Derwisch Pascha begab sich im September 1881 von Prizren nach Dibra und kehrte, nachdem er seine Mission, Albanien zu pacificieren, beendet hatte, nach Constantinopel zurück, wo er fortan

als eine Autorität in allen Albanien berührenden Fragen consultiert wurde.

*

Von einer Seite wird in Abrede gestellt, dass factisch eine „albanische Liga" je bestanden habe; diese Ansicht gründet sich auf die Behauptung, dass es überhaupt keine albanische Nation und Nationalität gebe, sondern nur eine Anzahl von Stämmen ohne jede Cohäsion untereinander. Die Vertreter obiger Ansicht leugnen, dass man von einer albanischen Liga sprechen dürfe; es existiere bloß eine „mohamedanische Liga", und diese sei von den türkischen Behörden erfunden und organisiert worden, damit die Türkei auf solche Art sich den Bestimmungen des Berliner Vertrages entziehen könne.

Andere, besonders Personen, welche die Thätigkeit des Prizrener Comités der albanischen Liga beobachtet haben, behaupten, dass die albanische Liga eine christen- und fortschrittsfeindliche Bewegung gewesen sei, die von einem fanatisch-religiösen, exclusiv-mohamedanischen Geiste erfüllt war. Diese Bewegung habe mit allen Errungenschaften, welche westeuropäischer Einfluss in der Türkei seit dem Jahre 1839 erreicht hatte, und die allgemein unter der Bezeichnung „Tansimat" oder Reformen zusammengefasst werden, aufräumen wollen, um an ihre Stelle eine Organisation der Gesellschaft und der Verwaltung zu setzen, welche ausschließlich auf dem mohamedanischen religiösen Rechte — dem Scheriat — aufgebaut sein sollte. Darnach wäre die albanische Liga eine reactionäre Bewegung gewesen, ferner hätten die Führer der Bewegung nicht sosehr im Auge gehabt, die Missbräuche der ottomanischen Verwaltung abzuschaffen, als sie vielmehr neidisch gewesen seien, dass fremde, aus Constantinopel gekommene Beamte die aus den Verwaltungsmissbräuchen gewonnene Bereicherung genossen, und gewünscht hätten, sich selbst an jener fremden Beamten Statt zu sehen.

Es wurde bereits an früherer Stelle angedeutet, dass gegenüber den vom Berliner Vertrage verfügten Abtretungen albanischen Territoriums der Appell an den Volkswillen in Albanien aus den Kreisen der türkischen Regierung erfolgt sein mag, und dass diese Kreise und die türkischen Beamten bei der Bildung der albanischen Liga und ihrer verschiedenen Localcomités aufmunternd mitwirkten. Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass in der weiteren Entwicklung der Ereignisse die Leitung der albanischen Volksbewegung den Händen der türkischen Functionäre entglitt, dass die albanische Liga ihre eigenen

Wege gieng, die sie zu der türkischen Regierung geradezu in Gegensatz brachten. Während zu Beginn der Bewegung die Mitglieder der Ligacomités in solchen Kreisen angeworben wurden, für welche die Wünsche der türkischen Regierung die maßgebende Directive waren, kam im Verlaufe der Bewegung die Leitung derselben an eine Partei, welche nicht mehr das Regierungsprogramm, sondern ein eigenes nationales und autonomes Programm vertrat. Dass die Bewegung zu keinem Ziele führte, kann nicht gut als Argument für die Behauptung angenommen werden, dass sie überhaupt keine dem Volkswillen entsprechenden Ziele hatte. Man darf über der Thätigkeit der Liga, welche darauf gerichtet war, die Abtrennung albanischen Territoriums möglichst zu verhindern, nicht jene andere Thätigkeit übersehen, deren Ziel die Bildung einer alle albanischen Landestheile vereinigenden Provinz mit einem eigenen, von autonomistischen Principien inspirierten Provinzialstatut war; es ist wahr, dass die Tagesgeschichte sich mit der ersteren Thätigkeit stark beschäftigte, während sie von der zweiten sehr wenig und nur ungenaue Kunde besaß.

Der Vorwurf der Christen- und Fortschrittsfeindlichkeit wird der albanischen Liga hauptsächlich deswegen gemacht, weil die Ligacomités in Prizren und in Dibra die Aufhebung der im Jahre 1864 eingeführten Gerichte und die alleinige Giltigkeit des Scheriat forderten. Dieser Umstand bedarf einer Erklärung. Die Gerichtsverfassung sowie das Verfahren in Straf- und in Civilsachen vom Jahre 1864 waren die betreffenden französischen Legislationen; dieselben brachten so viele Förmlichkeiten und Schreibereien mit sich, dass sie den Bedürfnissen einer Bevölkerung, welche sich auf einer tieferen culturellen und ökonomischen Entwicklungsstufe befand als die französische, nicht entsprechen konnten und nur eine unverstandene Belastung und Plackerei bedeuteten. Dazu kommt, dass zur Handhabung dieses complicierten Justizapparates eine gebildete, befähigte und moralisch hochstehende Beamtenschaft gehört, wie sie eben ein altes Culturland gleich Frankreich besitzt. Die türkischen Beamten, welche berufen wurden, die neuen Gesetze auf dem Gebiete der Rechtspflege zu handhaben, hatten aber weder die Ausbildung und Befähigung dazu, noch die nothwendigen Charaktereigenschaften. In den Augen der Bevölkerung waren also besagte Gesetze nichts anderes als ein Mittel, welches der türkischen Beamtenschaft dazu diente, sich zu bereichern, die Gerechtigkeit ungestraft zu verletzen; man fand, dass die Lage schlimmer war als unter der Wirksamkeit der früheren Gesetze, man wollte also unter dieselben zurückkehren. Das Verlangen geht

nach Restitution des Adet und des Scheriat; ersteres Wort ist nicht zu übersehen; die Albanier verlangen das „Adet", das ist ihr altes Gewohnheitsrecht. Es ist wenig bekannt, dass ein sehr großer Theil des albanischen Volkes im Norden des Landes nach einem eigenen Landrechte lebt, welches nicht das „Scheriat" ist, wohl aber das sogenannte Kanuni Dschibal oder Kanuni Lek Dukadschinit. Ja alle Katholiken in den Gebirgen, welche derzeit unter dem „Adet"-Rechte ihre Geschäfte erledigen, opponieren energisch der Einführung der neuen Reformgesetze in die Rechtspflege. Auch das „Scheriat"-Recht, welches das Adetrecht subsidiär ergänzt, ist in seinen Bestimmungen, soweit sie nicht dem intolerant religiösen Geiste entspringen, den Bedürfnissen eines Naturvolkes, wie es die Mehrheit der albanischen Bevölkerung noch ist, besser angepasst als die hochmodernen Gesetze der türkischen Reformperiode. Ein Auflehnen wider letztere und ein Verlangen, sie durch einfachere zu ersetzen, darf daher nicht als eine Bekämpfung des Fortschrittes und der Civilisation betrachtet werden; ein solches Auflehnen ist der Protest gegen die ungerechte und bedrückende Anwendung dieser Gesetze durch die türkischen Functionäre, es ist der Aufschrei einer gequälten Bevölkerung nach einer besseren, praktischeren Institution, und da man in Prizren und in Dibra nichts anderes kannte als das vordem in Kraft gewesene Adet- und Scheriatrecht, so lautete die Parole nach deren Wiedereinführung.

Das Ligacomité von Prizren richtete, als Derwisch Pascha im Frühjahre 1881 gegen Prizren vorrückte, einen Protest an die Botschafter der Großmächte in Constantinopel und gab darin selbst die Erklärung ab, dass es nie beabsichtigt habe, Zustände in Albanien einzuführen, welche einem barbarischen Zeitalter entstammen und mit dem herrschenden Zeitgeiste nnd der europäischen Civilisation im Widerspruche seien.

Der Vorwurf der Christenfeindlichkeit kann der albanischen Liga im allgemeinen nicht gemacht werden, wohl trifft er aber das Prizrener Localcomité der Liga; die Männer, welche sich an der Spitze der Ligabewegung in Prizren, Djakova und Ipek befanden, betrachteten die christlichen Albanier als quantité negligeable, welche sich in allem ihren mohamedanischen Landsleuten unterordnen, die nämlichen oder womöglich noch größere Pflichten und Lasten tragen sollte, ohne die gleichen Rechte zu genießen. Das Ligacomité in Scutari vertrat einen anderen Gesichtspunkt; das Comité selbst zählte mehrere christliche Mitglieder, die Katholiken der Provinz von Scutari hatten vorbehaltlos das Ligaprogramm acceptiert, die Bewegung stützte sich zum

Theil auf sie, und so nahmen sie eine vollkommen gleichberechtigte Stellung an der Seite der mohamedanischen Albanier ein. In Südalbanien waren die Christen der Mehrheit nach Gegner der ligistischen Bewegung, da die griechische Propaganda einen zu großen Einfluss über die Christen gewonnen hatte; hier waren also die Ligisten und die Christen politische Feinde.

Das Prizrener Ligacomité hat überhaupt dem Rufe der Liga sehr geschadet. Als die politische Verwaltung in jenem Landstriche in den Händen dieses Comités lag, wurde sie nicht in einer Weise geführt, welche dem neuen Regime das Vertrauen und die Sympathie der Administrierten wie der nichtinteressierten Beobachter zu gewinnen im Stande gewesen wäre. Anhänger der Liga aus anderen Landesgebieten behaupten, dass Prizren, Djakova und Ipek in der Cultur und Civilisation am meisten unter allen albanischen Bezirken zurückgeblieben und ihre Bevölkerung von besonders gewaltthätigem Charakter sei; die nachtheiligen Eigenschaften seien selbstredend bei den Persönlichkeiten, welche das Ligacomité bildeten, zum Ausdruck gelangt. Wenn jedoch die Liga sich hätte frei entwickeln können, namentlich in der Richtung, dass sie eine Centralgewalt erhalten hätte, von welcher die Localcomités abhängig gewesen wären, so hätte diese Centralgewalt, welche natürlich in die Hände der vorgeschrittensten Elemente in Albanien gelegt worden wäre, auf die Localcomités einen mäßigenden und civilisatorischen Einfluss geübt. Ferner wird darauf hingewiesen, dass es jedesmal, wenn der Volkswille sich gegen eine ihn unterdrückende Macht erhebt, in der Periode der Gährung zu Reibungen und Ausbrüchen kommt.

Die Liga wurde in Albanien mit dem Worte „Millet" bezeichnet, welches der türkischen, eigentlich arabischen Sprache entlehnt ist und „die Nation" bedeutet. Wenn demnach die Albanier die Vereinigung, welche das Ausland als Liga bezeichnete, kurzweg „die Nation" nannten, so besagt das wohl, dass in den Augen der Albanier es sich nicht bloß um eine politische Partei und ihre Mache handelte, sondern dass es für sie die Bewegung des ganzen albanischen Volkes war. In diesem Sinne lebt die Erinnerung an die Liga auch jetzt noch weiter in Albanien, nämlich als an einen dem ganzen Volke gemeinsamen Complex von fundamentalen Ideen und auf denselben basierenden Aspirationen.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Museum Francisceum. Annales. (MDCCCXCV.—MDCCCXCVI.—MDCCCXCVII.—MDCCCXCVIII.†) Brunae. Sumptibus Musei Francisceі. Typis expressit Rudolphus M. Rohrer. (MDCCCXCVI.—MDCCCXCVII.—MDCCCXCVIII.—MDCCCXCIX.)

Das Franzensmuseum in Brünn birgt in seinen Räumen eine stattliche Zahl verschiedenartiger Sammlungen. Sie gehören heterogenen Gebieten an und sind an sich von ungleichem Werte.

Bis vor wenigen Jahren herrschte jedoch in den Sälen des Museums ein gar ruhiges Leben; seine Pforten öffneten sich bloß an bestimmten Tagen während der Sommermonate, und da gab es nie ein Gedränge von Besuchern, die sich zumeist aus Studenten der Brünner Bürger- und Mittelschulen recrutierten. Weitere Kreise, auch solche, von denen man ein regeres Interesse hätte erwarten können, hielten sich fern, und so erfüllte das Institut nur sehr mangelhaft die ihm gestellte Aufgabe.

Aus diesem Scheinleben wurde das Museum vor sechs Jahren zu wirklichem, frischem Leben erweckt. Eine Anzahl tüchtiger Fachleute machte sich daran, die Schätze des Instituts, die bisher sozusagen vergraben waren, zu heben und das Ergebnis ihrer Forschungen zu Nutz und Frommen aller, die an der Heimat Interesse nehmen, zu veröffentlichen. Archäologie, Geologie, Paläontologie, Bibliographie, Paläographie, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte und Costümkunde werden in den Publicationen behandelt, und diese Abhandlungen bieten somit nach jeder Richtung Belehrung und Anregung.

Der erste Band wird durch eine sachlich geschriebene Arbeit über die „Ausgestaltung des Franzensmuseums zum Landesmuseum" von dem Museumsecretär Otto Schier eingeleitet. Dann folgen interessante geologisch-paläontologische Mittheilungen von Professor A. Rzehak, der über eine merkwürdige Conchylienfauna aus dem Leithakalk von Lomnitz, über die Fischmergel von Neustift (Znaim), über fossilführenden Kalkstein von Krzizanowitz und endlich über Bohrproben vom Turoldsberge

bei Nikolsburg berichtet. Ihm schließt sich die tüchtige Arbeit Professor Dr. F. Dvorskýs über die im Franzensmuseum befindlichen, aus Mähren stammenden Mineralien an; der Verfasser weist auch auf die noch zu füllenden Lücken der Sammlung hin. Der treffliche Archäolog, k. k. Oberingenieur A. Franz, wendet sich den Kunstschätzen des Museums zu und bespricht in ungemein anregender Weise eine Altartischplatte, die durch die künstlerisch und sorgfältig ausgeführte Ornamentik wertvoll ist. Dieselbe soll aus Nikolsburg herrühren, und den mährischen Brüdern als Altarplatte gedient haben.

Schulrath F. Bartoš behandelt eingehend die Volksliedersammlung des Museums, die zahlreiche, recht markante Lieder aus dem Hradischer, Prerauer, Brünner, Znaimer und Iglauer Kreise enthält.

In einer umfangreichen, fleißigen Arbeit macht uns Dr. B. Bretholz mit der Cerroni'schen Manuscriptensammlung des Museums bekannt, während Dr. W. Schram eine genaue Beschreibung der Incunabeln des Institutes bietet.

Den Beschluss der Abhandlungen dieses Bandes macht die von feinem Kunstverständnisse zeugende Besprechung E. Kořistkas: Aus der Gemäldegallerie des Franzensmuseums.

An der Spitze der wissenschaftlichen Arbeiten des zweiten Bandes steht Dr. W. Schrams umfangreiche Abhandlung: Geschichte der Bibliothek des Franzensmuseums. Ihr reiht sich der treffliche Essay Dr. Th. v. Frimmels an: die Schenkungen des Fürsten Liechtenstein an die Gemäldesammlung (20 Bilder) werden nach Motiv und Ausführung in ebenso gründlicher wie geistvoller Weise besprochen.

Professor A. Rzehak untersucht die keramischen Sammlungen des Museums und erweist sich als ebenso gewiegter Kenner wie scharfer Kritiker. Er gruppiert seine Abhandlung nach folgenden Punkten: 1. frühgeschichtliche und mittelalterliche Urnen; 2. sogenannte „Methbecher" und „Loschitzer Becher"; 3. alte pharmaceutische Gefäße und 4. moderne Nachbildungen vorgeschichtlicher Alterthümer.

Eine kurze, aber instructive Skizze liefert Dr. F. Dvorský über die mährische Vogelwelt.

Eine sehr verdienstvolle, dem Forscher hochwillkommene Arbeit bietet die Abhandlung Dr. B. Bretholz', die Regesten der Originalurkunden im Archiv des Franzensmuseums betreffend.

Professor Josef Klvaňa bespricht in einem interessanten Essay die charakteristischen Costüme des slavischen Volkes in Mähren; diese Arbeit soll in den nächsten Bänden der Annalen fortgesetzt werden.

Oberingenieur A. Franz stellte sich auch diesmal mit einer vorzüglichen Abhandlung über die kunsthistorischen Sammlungen des Museums ein; er behandelt eine Grabplatte des Rectors Albertus de Crosna (gest. 1399), eine Grabplatte der Barbora Czernowskin (gest. 1605) und das sogenannte Sobieski'sche Waschgeschirr.

Dr. F. Kameníček bringt ein treffliches Bild des Militärwesens Mährens im 16. Jahrhunderte. Seine tüchtige Arbeit basiert eigentlich nicht auf den Schätzen des Museums, da er fast nur aus Protokollen

des mährischen Landtages schöpft, allein er zieht, wo es angeht, die im Museum befindlicheu Waffen als Illustration herbei und schafft sich so die nöthige Verbindung.

Eine freundliche Gabe bietet uns der unermüdliche Sammler alter Volkslieder und Weisen, der begabte Musiker Josef Žak, der uns von kirchlichen und weltlichen Liedern berichtet; da finden sich Liebeslieder, Hochzeits- und Ehestandslieder, Scherzlieder, Trutzlieder, Spottlieder, Zechlieder, Klagelieder, Abschiedslieder, Handwerkslieder, Tanzlieder, Wunschlieder, Gstanzeln, Rockenlieder und Wiegenlieder. Einige beigelegte Melodien vervollständigen die Darstellung.

Eine kritische Besprechung der großen Landkartensammlung, von der jedoch nur die älteren Karten Mährens behandelt werden, liefert in anerkennenswerter Weise Professor Josef Matzura.

Der Museumsecretär Otto Schier beschließt den Band mit einer fleißigen Arbeit über Landesmuseen.

Auch der dritte Band der Annalen ist von stattlichem Umfange. Er beginnt mit einem Gruße an den Kaiser zu seinem Jubiläum.

Die nun folgenden wissenschaftlichen Aufsätze bieten wieder eine reiche Fülle an Belehrung und zeigen, welche Schätze das Franzensmuseum so lange Jahre versteckt und vergraben hielt.

Wieder begegnen wir dem trefflichen Gelehrten Professor A. Rzehak, der diesmal Beiträge zur Kenntnis der karpathischen Sandsteinzone Mährens geliefert hat. Ihm schließen sich die Professoren Dvorský und Hladik mit den gleichfalls interessanten Abhandlungen über die mährischen Moldavite und über eine prähistorische Begräbnisstelle bei Obrzan an.

Einen sehr lobenswerten, fleißig gearbeiteten Artikel widmet den Annalen der Custos des Mährischen Gewerbemuseums Karl Schirek; er behandelt den „Sližaner Fund“, d. i. einige von einem im Dorfe Sližan gemachten Funde herrührende Objecte: einen silbernen vergoldeten Pokal aus dem 16. oder 17. Jahrhunderte, einen silbernen Becher, zwei altmodische silberne Esslöffel, einen silbernen Gürtel, ein emailliertes goldenes Ringlein und eine alte Taschenuhr aus Messing.

Dr. B. Bretholz versteht es, durch seinen Artikel: Brünns Stadtbilder (bis zum Jahre 1750) wie durch einen Zauberschlag das alte Brünn vor unserem geistigen Auge neu erblühen zu lassen. Professor Klvaňa setzt seine Darstellungen über Costümkunde des slavischen Volkes in Mähren fort.

Dr. F. Schujan liefert einen ausführlichen Essay über die ältere böhmische Literatur im Franzensmuseum zu Brünn, und Dr. F. Kameniček beleuchtet eingehend die Handschriftsammlung des Josef Valentin Zlobicky.

Von Dr. W. Schram rührt eine interessante Arbeit über mährische Aquarellisten her, und der Bericht des Oberingenieurs A. Franz über mährische Zunftsiegel zeigt die bewährten Vorzüge des Autors: Fleiß und Genauigkeit.

Der letzte (4.) Band der Annalen ist dem Umfange nach schwächer als die vorhergehenden, aber dem Inhalte nach gleichwertig.

Professor A. Rzehak bespricht kritisch die prähistorische Sammlung des Museums, die erst durch Ausscheidung zahlreicher Objecte ihren Namen verdienen konnte.

Ihm schließt sich Professor Dvorský mit einer sehr lehrreichen Abhandlung über die Mineralfundstätten im westlichen Mähren an.

Die anregenden kunsthistorischen Beiträge, die Oberingenieur A. Franz für die Annalen verfasst, fehlen auch diesmal nicht. Der gelehrte, unermüdliche Autor ergeht sich über kunstvolle, sonderbare Sonnenuhren, Bronzemörser, Wärmäpfel und ein Hausaltärlein.

Aus Houdeks Feder stammt eine recht belehrende, durch Illustrationen unterstützte Abhandlung über die Miniaturen des Franzensmuseums her.

Dr. B. Bretholz' Arbeit: Regesten neuer Urkunden im Archiv des Franzensmuseums handelt von Urkunden bezüglich der Robot und sonstiger Unterthänigkeit, von Zunftartikeln, Jahrmarktsprivilegien, Geburtsbriefen, Lehrbriefen und Adelsprivilegien und bietet manches Interessante und Belehrende.

Professor Klvaňa, dessen Abhandlung den Band abschließt, setzt seine Studien über slavische Volkstrachten in Mähren fort und gibt uns ein anschauliches culturhistorisches Gemälde.

Diese vier Bände „Annales" enthalten eine große Summe wertvoller Darstellungen auf naturhistorischem, geschichtlichem, kunstgeschichtlichem und culturhistorischem Gebiete. Es sind tüchtige wissenschaftliche Arbeiten, welche bestimmt sind, die Kenntnis des Landes, die Cultur desselben auch weiteren Kreisen in klaren Bildern zu vermitteln. Es steht zu erwarten, dass ebenso die folgenden Bände uns manches Schätzenswerte bringen werden. Inzwischen ist das Landesmuseum in die Verwaltung des Landes übernommen worden, und von jetzt an werden die Publicationen in sprachlich getrennten Heften erscheinen. A.—Z.

Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien. Redigiert von Dr. Michael Haberlandt. VII. Jahrgang 1901. 1. Heft. (Ausgegeben Mitte März 1901.) Mit 17 Textabbildungen. Wien 1901. I. Abhandlungen und größere Mittheilungen. Josef Blau: Zäune im Böhmerwalde (mit 8 Textabbildungen. — Marie Marx: Beschaffenheit, Lage und Bauart der Bauerngehöfte im Mürzthale. — Gregor Kupczanko: Der Ursprung des Weltalls nach den Begriffen des kleinrussischen Volkes. — II. Kleine Mittheilungen. Heinrich Ankert: Rolandsprüchlein. — Benjamin Krobotḣ: Östereier in Themenau in Niederösterreich. — Dr. Hans Schukowitz: Bauopfer. — Dr. Hans Schukowitz: Unterlegte Verse. — Heinrich Ankert: Stein- und Reisighäufung im nördlichen Böhmen. — III. Ethnographische Chronik aus Österreich. Das tirolische Landesmuseum Ferdinandeum im Jahre 1899. — Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. — Zur Förderung der dalmatinischen Volkskunde. — IV. Literatur der österreichischen Volkskunde. 1. Bauernhäuser und volksthümliche Hausmalereien im bayerischen Hochlande. Herausgegeben von Franz Zell. Mit 9 Textabbildungen (Dr. M. Haberlandt). — 2. Alt-Prag. 80 Aquarelle von Vaclav Jánsa (Dr. M. Haberlandt). — 3. Johannes Jühling: Die Thiere in der deutschen Volksmedicin (Dr. M. Haberlandt). — 4. Heimatklänge aus deutschen Gauen; ausgewählt von O. Dähnhardt. I. (Dr. M. Haberlandt). — 5. Schlesiens volksthümliche Überlieferungen. I. Die schlesischen Weihnachtsspiele. Von Prof. Dr. Fr. Vogt. — 6. Graf Franz Coronini: Ein Kammerurbar von Görz aus dem Jahre 1507 (Dr. A. Mell). — V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde. a) Verein. — b) Museum. — c) Jahresbericht für 1900, erstattet im Namen des Präsidenten Freih. v. Helfert vom I. Vicepräsidenten Hofrath Dr. V. Jagić. — d) Museumsbericht für 1900, erstattet vom Director Dr. M. Haberlandt. — e) Cassabericht für 1900, erstattet vom Cassier Fr. X. Größl. — f) Die Vereinsleitung im Jahre 1901. — g) Verzeichnis der Mitglieder.

Časopis Musea království Českého. (Zeitschrift des Museums für das Königreich Böhmen.) (Čechisch.) 1901. Redacteur: Anton Truhlář. Subredacteure: Franz Kvapil. Vincenz Zibrt. Jahrgang LXXV. Erster Band. Prag. Dobners Nachlass. Von Dr. J. V. Šimák. — Glagolitisches Fragment, gefunden im Augustinerkloster in Prag. Von Josef Vajs. — Julius Zeyer. Von Jaroslav Kamper. — Neu gefundene Reste s. g. „Epik-Fragmente". Von Dr. V. Flajšhans. — Ladislav Stroupežnický, sein Leben und seine Thätigkeit. Von Jaroslav Kamper. — Schlachtfelder der Husitenkriege v. J. 1419—1434. Von Hanuš Kuffner. — Literarische Wache. — Bücherbericht: Publicationsthätigkeit der „Česká Akademie" im Jahre 1900. — Bericht über das Museum für das Königreich Böhmen seit 1. April bis zum 31. December 1900. — Bericht über den Zustand des Museums für das Königreich Böhmen im Jahre 1900.

— Bericht über die „Matice Česká": Gründerbeiträge, ausgehoben im September, October, November und December 1900.

Mittheilungen des Musealvereines für Krain. Geleitet von Dr. Oskar Gratzy Edlen von Wardrugg, k. k. Gymnasial-Professor. XIV. Jahrgang, 1. und 2. Heft. Laibach 1901. Herausgegeben und verlegt vom Musealvereine für Krain. 1. Das Klima von Krain. Von Ferdinand Seidl. — 2. Zwei Pesterlässe vom Jahre 1713. Von K. Črnologar. — 3. Ein Cartular der Karthause Pletriach. Von Fr. Komatar. — Literaturbericht.

Isvestja Muzejskega Društva za Kranjsko. (Mittheilungen des Musealvereines für Krain) (Slovenisch.) Redigiert von Anton Koblar. X. Jahrgang, 5. und 6. Heft mit Beilage. Artikel. 1. Victor Steska: Dolnitschers „Bibliotheca Labacensis publica". (Fortsetzung und Schluss.) — 2. Victor Steska: Hercules im Laibacher Museum. — 3. A. Koblar: Die Laibacher des 17. Jahrhunderts. — Kleine Aufzeichnungen. a) J. Verhovnik: Einige Laibacher Erdbeben. — b) Alte Inschriften in der Kirche von St. Jodok bei Krainburg.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse desselben. Dritte Folge. Vierundvierzigstes Heft. Innsbruck 1900. Abhandlungen. Rottleuthner Wilhelm: Über Maß und Gewicht in Tirol (mit 1 Doppeltafel). — Zingerle Oswald v.: Über P. Beda Webers Jugend und Studienzeit. — Hintner Val. Dr.: Über einige Thalnamen Deutschtirols. — Wopfner Hermann Dr.: Der Innsbrucker Landtag vom 12. Juni bis zum 21. Juli 1525. — Wiedemayr Leonhard: Beiträge zur Conchylienfauna Tirols. — Kleinere Mittheilungen. Seemüller Josef: Füssener Sprachprobe vom Jahr 1200. — Waldner F. Dr.: Fünf Urkunden des ehemaligen Clarissenklosters in Meran. — Hintner Val. Dr.: Einige Ergänzungen und Berichtigungen zu dem Aufsatze: Über einige Thalnamen Deutschtirols. — Senhofer K. und Hopfgartner K.: Analyse des Säuerlings zu Obladis bei Prutz im Oberinnthale. — Wieser Franz Ritter von: P. Josef Unterrichters Dialog „De aestu lacus Lucii" und die Hechtseekarte Peter Anichs. — Alfred Sitte: Älteste Anwerbung deutscher Bergleute, Handwerker, Künstler u. s. w. nach Russland. — Vereinsnachrichten. Jahresbericht, erstattet bei der Generalversammlung am 30. Mai 1900. — Protokoll der ordentlichen Generalversammlung am 30. Mai 1900. — Rechnungsausweis für das Jahr 1899. — Specielles Verzeichnis der vom 29. Mai 1899 bis 30. Mai 1900 erworbenen Gegenstände sowie der gespendeten Druckwerke. — Personalstand des Ferdinandeums 1899. — Verzeichnis der Institute und Vereine &c., mit denen das Ferdinandeum Schriftentausch unterhält.

Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums. VIII. Jahrgang 1900. Czernowitz 1900. Dr. Raimund Friedrich Kaindl: Beiträge zur Geschichte des Bukowiner Religionsfondes. — J. Fleischer: Zur Geschichte der Stadt Suczawa. — Dr. J. Polek: Die Vereinigung der Bukowina mit Galizien im Jahre 1786. — Karl A. Romstorfer: Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojwodenschlosse in Suczawa. — Aus den Mittheilungen der k. k. Centralcommission. — Verzeichnis der Conservatoren und Correspondenten der k. k. Centralcommission in der Bukowina.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. 19. Jahrgang. Klagenfurt 1900. Joppi, Dr. Vincentius: Necrologium monasterii Rosacensis. — Loserth J.: Zur Geschichte der Gegenreformation in Kärnten. Die Auflösung und Ausweisung des evangelischen Kirchen- und Schulministeriums in Klagenfurt. — Jaksch August v.: Archivberichte aus Kärnten. I. Die Graf Lodron'schen Archive in Gmünd.

Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Übersetzungen aus dem Croatischen.

Radautz. Von Moriz v. Landwehr=Pragenau.

Ruhig, ruhig, Herze mein!

Von Preradović.[1])

Was betrübet Dich, mein Herze,
Dass Du also zuckst im Schmerze?
Wie das Vögelein im Bauer
Quält Dich Sehnsucht stets und Trauer!
Hier ist nicht der Himmel Dein,
Ruhig, ruhig, Herze mein!
Klopfe mir doch nicht so heftig,
Dass Du mir die Brust nicht sprengest:
Schwach ist sie und ganz unkräftig,
Springt sie, denk nur, wie Du drängest
An das Licht den Kummer Dein —
Ruhig, ruhig, Herze mein!
Halt Dich ruhig doch da drinnen,
Und erstick' die bittern Schmerzen,
Warm ist's in der Brust herinnen,
Kalt sind andrer Menschen Herzen,

---

[1]) Es sei zugleich hier auf die wunderschöne Arie aufmerksam gemacht, die im Jahre 1848 von einigen einfachen Tamburasen in Essek componiert und von Kuhač gesetzt worden ist. Vgl. dessen großes Sammelwerk über südslavische Musik (Kuhač, Iuž noslovjenske narodne popjevke, 4 Bde., Agram 1878 ff.; eine wohlfeilere Ausgabe in zwei Octavheften ist ebenfalls erschienen), in dem dieses Lied an erster Stelle steht.

Jeder hegt das Herze sein —
Ruhig, ruhig, Herze mein!
Lass die äußre Welt beiseiten,
Kann sie Dir das Leiden mindern?
Weiß sie doch seit ew'gen Zeiten
Eigne Krankheit nicht zu lindern,
Wie nun erst die Krankheit Dein —
Ruhig, ruhig, Herze mein!
Lass doch — wenn Du so in Thränen
Schluchzend an den Schwellen stehest,
Müsste da nicht jeder wähnen,
Dass Du Brot statt Trost erflehest?
Wer erkennt die Thränen Dein?
Ruhig, ruhig, Herze mein!
Ach, Du könntest wohl alleine
Zu der Thür der Liebsten wandern,
Aber Milka — einst die Deine —
Athmet jetzt für einen andern,
Der küsst jetzt das Liebchen Dein —
Ruhig, ruhig, Herze mein!

Drei Klagen.[1])

Nachtigall, mein Vöglein, willst Du mir nicht sagen,
Warum schufst Du mir denn drei so bittre Klagen?
Meine erste Klage, die mich bitter quälet,
Ist, dass mich die Mutter jung nicht hat vermählet.
Meine zweite Klage, die mich bitter quälet,
Ist, dass meine Liebste lang mit mir schon schmälet.
Meine dritte Klage, die mich bitter quälet,
Ist, dass meinem Rappen alles Feuer fehlet.
Da an diesen Leiden ich nun werde sterben,
Möcht' bei Dir, o Liebchen, ich um eins noch werben:

---

[1]) Die nachstehenden Gedichte sind der Volksliedersammlung von Kuhač (Iuž noslovjenske narodne popjevke) entnommen. Da mir augenblicklich die große vierbändige Ausgabe des Werkes nicht zugänglich ist, so citiere ich nach der Handausgabe (Agram 1878, mit cyrillischen Lettern). Das erste Gedicht (Nr. 41) stammt aus der Umgebung von Zara. Es besitzt eine außerordentlich schöne, schwermüthige Melodie und ist in einer Menge von mehr oder weniger stark abweichenden Variationen verbreitet. Kuhač führt (Nr. 42—45) eine Reihe davon an. Der Eingang befremdet etwas, indem die Nachtigall ganz unvermittelt hineingezogen wird; in einer Variation ist sie durch ein Mädchen ersetzt. Übrigens sind solche Anfänge, die mit dem Inhalt des Gedichtes in keinem näheren Zusammenhange stehen, keineswegs selten, auch nicht im deutschen Volkslied. Das zweite Gedicht gehört ebenfalls einer Familie an, die in ihren verschiedenen Variationen bei Kuhač von Fünfkirchen bis nach Mostar verfolgt

Grab' mir eine Grube auf des Feldes Weite,
Tief zwei Säbellängen, eine in der Breite,
Um mein Grab, o Seele, lasse Blumen sprossen,
Meine Lanze sollst Du in die Erde stoßen,
An die Lanze binde meinen Hengst, den flinken,
Gib ihm guten Hafer, aber nichts zu trinken,
Dass doch irgendjemand trauert an dem Grabe —
Dies, o Liebchen, gönne mir als letzte Gabe!

Dunkle Nacht, wie voll bist Du des Schlummers!

Dunkle Nacht, wie voll bist Du des Schlummers,
Doch mein Herz ist voller noch des Kummers!
Stille wein' ich, niemand darf ich klagen,
Habe keine Mutter, ihr's zu sagen,
Keine Schwester, die mich hörte gerne,
Einen Liebsten nur, und der ist ferne.
Bis er kommt, vergeht die Nacht in Bangen,
Ehe er mich einmal nur umfangen,
Naht das Morgenroth — und er enteilet.

Morgens zog ich aus zu frohem Jagen.

Morgens zog ich aus zu frohem Jagen
Hoch auf meinem schöngefleckten Rosse
Vor dem Tag und vor dem Morgengrauen,
Nahm mit mir den Windhund und den Falken.
Aber denkt nur, was ich da erjagte,
Jagend auf den grünen Bergesrücken!
Fand ein Mädchen schlafend auf dem Berge,
Schlafend süß im tiefsten Waldesdunkel,
Unterm schönen Haupt von Klee ein Bündel,
Auf der schönen Brust zwei weiße Tauben,
An der Seite ein geflecktes Rehlein.
Und ich theilte so mir ein die Sache:
Meinem Pferde sprach ich zu den Kleebund,
Meinem Falken beide weiße Tauben,

werden kann (Nr. 51—55). Die hier gewählte — es geschah wegen der größeren Vollständigkeit des Textes — stammt aus Serbien. Nr. 3 (Kuhač, Nr. 140) ist in Sinj in Dalmatien entstanden und wirkt erfreulich durch den frischen, lebensfrohen Ton. In Bezug auf Nr. 4 (Kuhač, Nr. 108) sei bemerkt, dass Alkaćmer (ć = c vor e und i im Italienischen) nach einer Notiz des Herausgebers „ein Strauß irgendeiner rothen Blume“ ist; ich weiß nicht, ob Näheres darüber bekannt ist. Eigenthümlich berührt die aristokratische Anschauung: „Jeder pflückt Dich, nicht für jeden bist Du.“ Die Heimat ist Mostar. Was die Übersetzung betrifft, so ist sie getreu, soweit es möglich ist; wo es nöthig schien, habe ich mir einige Freiheiten erlaubt.

Meinem Windhund das gefleckte Rehlein
Und dem Jüngling, mir, das schöne Mädchen. —
Während ich das so bei mir bedachte,
Wachte plötzlich auf das schöne Mädchen,
Und es küsste mich auf beide Wangen.

Alkaémer.

Alkaémer, Du königliche Blume,
Jeder pflückt Dich, nicht für jeden bist Du,
Glücklich jener, welcher Dich darf pflücken,
Glücklich jener, den Dein Duft erfreuet!

Amalie.

Wien. Von **Hans Grasberger.**

(Fortsetzung.)

Die Forste des Barons sind zum Theile jedermann zugänglich, und dieser freigegebene Park bildet den landschaftlichen Hauptreiz von Maria Rast. Man kann darin stundenlang eben lustwandeln. In ihm liegt das Forsthaus, für sich eine Waldidylle. Vom Örtlein aus ist der Eingang in die gastliche Wildnis kaum einen Büchsenschuss weit entfernt. Die Spazierenden haben an dem herrlichen Park übergenug; sie wissen und vermuthen gar nicht, dass der weitaus größere Theil der Forste streng überwacht und abgeschlossen ist. Diese Maßregel ist der Schmuggler wegen nothwendig, denn das Waldgebiet zieht sich knapp an der Reichsgrenze hin. Die Abgeschlossenheit ist aber andererseits für die Schlossherrschaft eine Bequemlichkeit; denn sie kann ungesehen und unbehelligt auf schönen Waldwegen in kürzester Zeit den oberen Bahnhof und manchen deutschen Grenzort erreichen.

Die schöne Bewohnerin des Erkerstübchens und ihre Tante ergehen sich denn auch häufig im Parke, und während die alte Frau gern mit den Försterleuten schwatzt und in der vom Waldesrauschen bespülten Vorlaube des Hauses sitzt, lässt sich Amalie dahin und dorthin in die Tiefen des Forstes verlocken.

Die beiden Frauen verhalten sich zueinander wie alte und neue Zeit. Die Tante bewegt sich in umständlichen Formen, übt zarte Rücksichten, ist gesellig, aber zagenden Sinnes. Sie zieht sich lieber mit Würde zurück, als dass sie anstoßen möchte; sie will das Hässliche nicht sehen, das Widrige nicht hören, vom Gemeinen nichts wissen; sie fühlt sich vom Rohen geschieden, darüber ins Feinere hinausgehoben. Ihr Urtheil ist Meinung, ihr Widerspruch eine andere Ansicht, ihre Rüge eine besorgte Andeutung und ihr Strafwort Klage. Der Härte versteht sie

nur Duldung entgegenzusetzen; von der Dichtung verlangt sie eine schönere Welt, und die Helden ihrer Romane müssen Charakter haben.

Amalie findet die Weise der Tante zopfig und lächerlich. Sie richtet ihre Schritte geradaus und gewärtigt, dass man ihr ausweicht. Sie hat Vertrauen zu sich, sie glaubt zu wissen, was sie will, und was sie anstrebt, ist Selbständigkeit. Die Welt hat für sie ein werktägiges Aussehen, von den Menschen verlangt sie Willen und Leidenschaft. Sie verträgt die neuesten Romane und Dichtungen; Zustände und Schicksale schaut sie unverhüllt. Sie äußert sich klar und wahr, aber ist zurückhaltend. Ihr kluger Kopf arbeitet, gestattet indes nicht gerne Einblicke. Gefühlsdusel, Schönrednerei sind ihr verhasst; sie unterhält sich lieber mit Männern als mit Frauen, und ihr Zukünftiger muss ein Moderner sein. Und das alles mit 18 Jahren!

Amalie liebt ihre Tante, ist ihr dankbar und bemüttert sie auf ihre Art. Sie fühlt nämlich Mitleid mit der Unbehilflichkeit und Ängstlichkeit derselben, und sie übt auch Schonung. Denn was versteht denn die Zurückgebliebene vom Lauf der Welt? Darf man ihr mit den neuen Ansichten kommen, soll man sie zwecklos scandalisieren? Besser, man sagt ihr nicht alles, man lässt sie in ihrer glücklichen Befangenheit. Und so klagt die Alte, dass ihre Nichte gar so reserviert sei, und so ist es für die Junge eine ausgemachte Sache, dass sie an jene mit ihren eigenen Ideen und Angelegenheiten nicht heran dürfe. Und so kommt es, dass, die einander nahe stehen, einander immer fremder werden, einander seelisch zu durchdringen verlernen.

Rosalia ist des Mädchens wirkliche Tante; sie und Amaliens Mutter waren Schwestern, geborene v. Bergler. Rosalia verheiratete sich an den angesehenen Handelsmann Müller, und dessen Geschäft blüht noch in Kind und Enkel fort; Sidonie, die andere v. Bergler, folgte dem Generalconsul v. Dervent nach Smyrna. Amalie zählte kaum fünf Jahre, als ihre Eltern rasch hintereinander von der Cholera hingerafft wurden. Damals war's die unschlüssige, umständliche Tante Müller, die sich einschiffte und die verlassene Waise heimholte. Im Hause Müller wuchs die halbe Orientalin zum Backfische heran. Als Tante Rosalia Witwe wurde, kam Amalie in ein bestbeleumundetes sächsisches Mädchenpensionat, hauptsächlich auf Empfehlung und Drängen des „Onkels" Ägydius, der aber kein richtiger Onkel, sondern nur weitschichtig angeschwägert ist. Ägydius und Dervent waren Studiengenossen, und so erhielt der Rath über seines Freundes Kind und Erbin die Vormundschaft.

Amalie, seit einem halben Jahre wieder bei der Tante, ist zu ungewöhnlicher Schönheit aufgeblüht. Ihr Wuchs ist schlank, und jede ihrer Bewegungen hat Leichtigkeit, Schwung und Anmuth. Sie wandelt wie eine Römerin. Der Hals und wie das Haupt vom Nacken sich hebt, hätten einen Maler entzückt. Ihr Antlitz schlägt mehr in die große Form, ins Heroische, aber jedes Detail, der feine frische Mund, das Grübchen im Kinn, die Wölbung der Brauen, Nase und Nüstern sind edel modelliert und individuell. Die Augen, tiefblau, sind um einen

warmen Schatten dunkler umrandet und funkeln lebhafter als sonst bei Mitteleuropäerinnen, so dass dieses Lichtgebilde in der That von der Sonne des Orients aufgeküsst zu sein scheint. Der schmalen leuchtenden Stirn muss man unbedingt Gedanken zutrauen; die Fülle der Haare hat Glanz und hält zwischen dunkelblond und nussbraun; die Taille ist dünn und verbürgt ein vollendetes Ebenmaß des Körperbaues. Also eine Gestalt, die jedes Kleid adelt und von keinem Schmuck gehoben zu werden braucht. Und dass die junge Schöne auch Geschmack hat, dass sie weiß, was Chic ist, dürfte zu bemerken überflüssig sein.

Kaum gewahrte der Rath diese Entwicklung seiner Nichte, als er mit dem Heiratsplan zur Hand war. Er konnte sich nicht satt sehen an der Taille, an der Huldgestalt des Mädchens; seiner Natur nach war aber seine Bewunderung nicht rein, sein Wohlgefallen kein bloß ästhetisches. Er nannte Amalie nur mehr seine junge Dame, er umgab sie mit Artigkeiten, die jedoch etwas Anzügliches hatten, er nützte sein vorgebliches Onkelrecht zu Liebkosungen aus, vor welchen der Schönen, die ihren eigenen Wert kannte, ekelte. Ja, Amalie war nicht allein frei von der bewundernden Einfalt der Tante für die Schwäche ihres Vormundes, sie kannte auch schon dessen Ruf und deutete ihn richtig; denn moderne Evatöchter pflücken den Apfel der Erkenntnis oft unverhältnismäßig früh vom Baume des Lebens, und eh' man's denkt, fällt der Mehlthau auf die seelische Unschuld derselben.

Dass sich das Mädchen in eine Weltdame nach seinen Begriffen verwandle, konnte der Rath kaum erwarten, und um diese für ihn so hoffnungsvolle Umgestaltung zu beschleunigen, griff er zu einem Mittel, von dem er sich eine große Wirkung versprach. Er erklärte sich nämlich im Zusammenhange mit seinem Heiratsplane bereit, sein Mündel für majorenn erklären zu lassen und ihr die Verfügung über ihr Vermögen einzuräumen.

Selbständigkeit ist längst Wunsch und Drang der jungen Schönen; die ihr in Aussicht gestellte eigene Verwaltung ihres Erbes schmeichelt ihrem klugen Kopfe; sie will fort von ihrer bornierten Tante, fort aus der stickenden Nähe des Onkels, hinter welchem ein niedriger Liebewerber steckt. Sie misstraut dem Rathe gründlich und gedenkt auf ihrer Hut zu sein. Ihn auszuhorchen ist aber das erste Nothwendige, und um deswillen darf sie ihn nicht scheu machen.

Sie begrüßt daher die ihr winkende Selbständigkeit lebhaft wie eine dankenswerte Großmuth und verhält sich dem Gedanken gegenüber, einen Mann zu bekommen, rührend naiv, schüchtern wie ein Backfisch, vertrauensvoll wie die bestgesittete Haustochter. Diese Rolle mädchenhafter Befangenheit nöthigt sie auch, die Zärtlichkeiten des Onkels länger zu ertragen und für seine seltsamen Blicke höchstens ein erröthendes Erstaunen zu haben, wenn sie für dieselben nicht blind sein mochte.

Noch ist der Bräutigam nicht in Sicht getreten; der fürsorgliche Onkel ist noch auf der Suche nach einer passenden Partie, und es kann immerhin ein ansprechender Bewerber ausfindig gemacht werden. Also kein vorzeitiger Widerstand!

Auf alle Fälle aber ist es gut, einen möglichen Helfer und Schützer in der Nähe zu wissen, und dies bestimmt Amalie, den Sommeraufenthalt nach Maria Rast zu verlegen. Der gutmüthigen Tante schlägt sie das Reisebuch auf und schwatzt ihr so lange von der stimmungsvollen Einsamkeit, von dem herrlichen Park, von den bequemen Waldwegen darin, von der reizenden Lage des Forsthauses und von den zwei Sternen des neuen Hotels vor, bis die alte Frau, zum Neinsagen überhaupt unfähig, begeistert sich einverstanden erklärt.

Auf mehr Einwände stößt die Wahl beim Rath. Er kann sich in die romantische Grille der künftigen Weltdame nicht finden; er misstraut diesem Aufenthalte und sucht hinter dessen Geheimnis zu kommen. Er möchte die Nichte am liebsten in der Stadt festbannen, doch ihr einen an sich harmlosen Wunsch abzuschlagen, geht nicht an, zumal er selber so verwegene Wünsche auf sie hegt und kaum zu bändigen weiß. Und zudem hat er von Maria Rast nie gehört, ihm ist das ein völlig neuer, also gleichgiltiger Name. Ein Modebad nähme sich ja viel bedenklicher aus. Und so hat auch der Onkel zugestimmt.

In Maria Rast aber wusste Amalie den Architekten Klieber; sie wusste ihn dort aus den Briefen von dessen Schwester Marie, die ihr vom Institut her eine Freundin geblieben. Sie kennt Klieber, sie hat eine alte Schwärmerei für ihn — denn auch moderne Mädchen schwärmen. Sie hat ihn noch nie gesprochen, sie hat jedoch ihn sprechen gehört, damals als er seine Schwester im Pensionate besuchte. Damals schon war er ein schöner Mann mit schneidigen Zügen, sie dagegen war ein halbwüchsiges Ding und konnte auf ihn keinen Eindruck machen. Jetzt könnt' es anders kommen! Jedenfalls würde sie sich an ihn wenden, wenn die Noth drängt. Und wie er wohl jetzt aussehen mag?

Das also ist das Geheimnis von Maria Rast — Amaliens Geheimnis.

*

„Bruder Fritz wird ein großer Künstler, wenn er nicht ein Spiellump wird," hatte Marie Klieber vor einiger Zeit ihrer Freundin geschrieben, und damals war's der Nachsatz, zu welchem Amalie den Kopf schüttelte. Jetzt aber, da sie den Gescholtenen so nahe wusste, hielten sich ihre Gedanken mehr an den großen Künstler. Und in der That, der Spiellump fiele vielleicht ganz weg, wenn der Architekt auch den Winter über hurtig bauen könnte und lohnende, schmeichelhafte Aufgaben stets vor seinem Atelier harrten. In der müßigen Jahreszeit hingegen und an müßigen Abenden ist der Architekt Klieber ein verlorener Mann, da er dem grünen Tische nicht fern zu bleiben vermag.

Als selbständiger Meister hatte Klieber zuerst in Wiesbaden seine Bauhütte aufgeschlagen, in Wiesbaden, wo von altersher ein Spieltrieb im Boden steckt, und wo der Spielteufel so lang officiell Hof gehalten. Ein paar geschmackvolle Villen machten Kliebers Namen vortheilhaft bekannt. Der Künstler war gesichert, aber der Mensch litt Schiffbruch. Die Verluste häuften sich, und bald war Klieber in Ver-

bindlichkeiten derart verstrickt, dass er wie eine gefangene Fliege zappelte. Er wünschte sich fort, denn durch hartnäckiges Pech wird der Spieler abergläubisch, und er sehnte sich nach frischer Luft, um sich zu sammeln. Es kam ihm daher sehr gelegen, dass der Baron von Maria Rast ihn zur inneren Modernisierung seines Schlösslein berief.

Klieber kehrte nicht wieder nach Wiesbaden zurück, sondern ließ sich in Frankfurt nieder, und kaum einige Monate in dieser lebhaften, reichen Stadt, hatte er das Glück, ein Mädchen kennen zu lernen, für welches er fühlte, welches ihm gut war. Also beiderseits wirkliche Neigung. Das Mädchen, Helene Schlosser, ist gebildet, ist jung und hübsch, entfaltet Anmuth und gehört einer alten Patricier-, ja Senatorenfamilie an. Sie theilt sich mit ihrem Bruder, der Rechtsanwalt ist, in ein gar ansehnliches Erbe. Beider Haus ist ein Stammsitz und ein geselliger Mittelpunkt der Stadt. Bald führt, was sich zwischen zwei benachbarten Theaterlogen angesponnen, zur Verlobung. Klieber wird beglückwünscht, erhält Einladungen in die ersten Familien, darf sich bereits als gesuchtester Stadtbaumeister wähnen.

Alles steht gut, doch die Spielwuth rennt alles über den Haufen. Frei noch, ich will's genießen, sagt sich Klieber, und er versteht das so, dass er immer häufiger das Clublocal besucht, sich Nacht für Nacht wieder an den grünen Tisch setzt.

Der Braut entgeht nicht länger die Übernächtigkeit ihres Freundes, seine nervöse Unruhe und sein deutliches Bestreben, die traulichen Abende unter allerlei Vorwand zu kürzen. Bald kommt ihr das Nähere über seine Aufführung zu Ohren; trotzdem will sie vorläufig nicht von ihm lassen. Sie schützt Eifersucht vor, sie schilt scherzend auf „die andere", sie wagt liebevolle Andeutungen, um den Verirrten auf sich selbst aufmerksam zu machen. Doch derlei zartsinnige Beschwörungen haben den Spielteufel noch niemals für die Dauer ausgetrieben. Am Spieltisch, um die mitternächtige Stunde, bei mattem Lampenscheine, im schwülen Saal, der nur unverständliches Geflüster und halberstickte Zornesausbrüche vernimmt, hat Klieber alle guten Vorsätze und Eingebungen vergessen, ist er ein anderer, ein Unberechenbarer, ein Wilder.

Eines Morgens trat der Rechtsanwalt vor seine Schwester und sprach:

„Liebe Helene, ich habe an drei verschiedenen Abenden selbst den Club besucht, um so unbemerkt, als es geschehen konnte, Klieber beim Spiele zu beobachten, und ich sage Dir, er spielt nicht, um sich zu zerstreuen, nicht um sich zu unterhalten oder der Abwechslung halber, sondern aus Leidenschaft! Ich glaubte, Dich warnen zu müssen — im übrigen bist Du Deine eigene Herrin."

Helene brach in Thränen aus, ihr Herz drohte zu bersten, sie verrannte sich mit ihren Gedanken in die heftigste Migräne, aber ehe der Abend kam, war der Abschiedsbrief geschrieben, waren die erhaltenen Liebespfänder zurückgestellt. Und die Patriciertochter machte in ihrem Kreise aus dem abgestreiften Ringe, aus der aufgelösten Verlobung kein Hehl, und ihr Kreis war so ziemlich gleichbedeutend mit der guten Gesellschaft der Stadt.

Das war ein ernüchternder, ein harter Schlag für Klieber; er fühlte den Boden unter sich wanken; er sah sich arg compromittiert; er musste sich sagen dass er hier unmöglich geworden. Schon wollte er sich eine Kugel vor die Stirn jagen, aber nein, die Herzlose soll nicht gänzlich triumphieren! Noch ist er Künstler, noch hat er als solcher seinen Ruf nicht eingebüßt, und die Kunst ist lang, die Welt weit! Vorderhand je eher desto besser nach Maria Rast. Und Rast, wahrlich, thut ihm noth nach dieser Erschütterung, dieser abermaligen Entwurzelung! Er konnte die ausstehenden Arbeiten im Schlosse zwar durch geschickte Werkleute verrichten lassen — aber wo soll er selbst einstweilen hin, wenn nicht nach Maria Rast?

So war es wohl keine gehobene, keine unternehmende Stimmung, in welcher Klieber hier angelangt war. Selbst als ihm in den Zirkeln seiner Schwester, die seit kurzem die Gattin eines Kreisphysicus war, unter Klagen und Vorwürfen die Nachricht ward, dass sich in Maria Rast das schöne Fräulein v. Dervent befinden müsse, und dass er ja nicht versäumen dürfe, sich demselben vorzustellen, blieb er theilnahmslos. Wie sollte er die erlittene, die verschuldete Demüthigung auch schon verwunden haben? Er ist überdies zu sehr mit sich unzufrieden, als dass er sein Haupt so rasch wieder erheben und muthig in Licht und Leben vortreten könnte. Und schöne Weiber — wo gibt es nicht überall schöne Weiber? Und was will eine neue Bekanntschaft, wenn man soeben ein würdiges, volles Daseinsglück leichtsinnig verscherzt hat?

Klieber tritt also wenig unter die Leute. Er zirkelt und „basselt“ im Schlosse und ist froh, dass der Baron abwesend ist, dass er nicht einmal diesem Gesellschaft zu leisten hat.

Mittlerweile sollte Amalie ihren Zukünftigen wenigstens in effigie kennen lernen. Der Rath war schlüssig geworden; seine Wahl war auf Dr. Athanasius Winkler gefallen, und er schickte den Damen ein photographisches Bildnis desselben mit der Meldung, dass an einem der nächsten Sonn- oder Feiertage der Freier selber kommen und seine Aufwartung machen werde.

Das Bildnis war stark retouchiert, war auf den Effect hergerichtet, gleichwohl baute der Absender auf die Wirkung desselben nicht ganz. Er musste für den Empfohlenen viel Lob aufbieten, indem er betonte, Winkler sei ein Mann von großen Fähigkeiten, der eine glänzende Zukunft habe; er genieße sein besonderes Vertrauen und verdiene ernst genommen zu werden.

Der Brief war zu Handen der Tante Rosalia adressiert, die ihn mit begreiflicher Ungeduld öffnete.

Amalie stand hinter der gutmüthigen Alten und sah über deren Achsel auf die Sendung nieder.

Als das Nussknackergesicht mit den derben Zügen zum Vorschein kam, runzelte die Schöne die Stirn, und zwei helle Thränenperlen entstürzten ihren Augen. Sie selbst wusste nicht warum. Was sie fühlte, war bittere Enttäuschung, namenloser Zorn, und hinter dem Gaukelspiel des Rathes ahnte sie, wie plötzlich enthüllt, eine Niederträchtigkeit, die sie erröthen machte.

Die eine der heißen Thränen war der Tante auf die zitternde Rechte gefallen. O, wie erschrickt die Gute!

Sie fährt mit ihrem armen Kopf empor; ihre Blicke fragen rathlos, und „Um Gotteswillen, was ist Dir, liebes Kind?“ ruft sie kleinmüthig aus.

Amalie steht da wie eine Rächerin; sie spricht kein Wort. Aber ihre Augen glühen, drohen, und über ihnen lagert eine finstere Wolke.

„Beruhige Dich doch, liebe Amalie, sei gescheit! Es ist allerdings richtig, er sieht nicht vortheilhaft aus. Und Du brauchst ihn auch nicht zu nehmen, wenn Du nicht willst. Wie kannst Du denn wegen einer Photographie schon unglücklich sein? Vielleicht ist er gar nicht getroffen. Es muss sicher mehr an ihm sein, wenn ihn uns der Onkel so warm empfiehlt. Und da heißt's ja ausdrücklich, dass er herrliche Eigenschaften, große Talente besitzt und Carrière machen wird. Mein Gott, einen Mann beurtheilt man nicht nach der Schönheit! Und zu wählerisch darf man heutzutage nicht sein. Dein Vater war ein berühmter Mann und kaum hübsch zu nennen. Und meine Schwester ist glücklich mit ihm geworden. Der Rath freilich ...“

„Ereifere Dich nicht, liebe Tante, für einen, denn Du noch gar nicht kennst! Mag er kommen, ich habe nichts dagegen.“

So Amalie. Und sie zog sich ins Erkerzimmerchen zurück, zu trotzen und zu grübeln.

Das Original kam bald dem Bildnisse nachgerückt.

Es war an einem Sonntag gegen Mittag, dass die „Zimmerin“ den beiden Fräuleins an der Erkerseite eine Karte brachte, darauf „Dr. Athanasius Winkler“ zu lesen stand. Der Gemeldete war einem Einspänner entstiegen.

Eingetreten, hielt er sprachlos, und Entzücken malte sich auf seinem Gesichte. So wirkt der Schönheit Zauber auf ein verkümmertes Menschenbild.

Für Amalie war Winkler keine Überraschung mehr. Sie war mit sich im klaren. Sie wollte die Komödie zu Ende spielen, allerdings mit einem Ausgange, der erst noch in Scene zu setzen war. Und Klarheit des Willens macht unbefangen, macht überlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.